

# Ostland

## Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

5. Heft

Mai 1931

6. Jahrgang

### Ein Archiv großdeutschen Schrifttums

von Bibliothekar Dipl. Ing. Hans Ph. R. Krüger

Jüngst ging durch die Zeitungen eine Notiz mit einigen bemerkenswerten statistischen Angaben des linguistischen Bureaus beim Völkerbund in Genf. Dort hatte man Untersuchungen über die Sprachzugehörigkeit der Völker Europas vorgenommen und hierbei festgestellt, daß unter den 125 verschiedenen europäischen Sprachen zum Deutschen als Muttersprache sich über 81 Millionen Menschen bekennen. In zweiter Stelle steht mit 70 Millionen das Russische, in weitem Abstand folgen Englisch mit 47 und Italienisch und Französisch mit etwa 40 Millionen Personen. Wenn sich diese Zahlverhältnisse bei Hinzuziehung der übrigen Erdteile auch zugunsten der englischen Sprache verschieben — ganz abgesehen von den großen asiatischen Sprachgruppen —, so ändert das nichts an der großen Bedeutung der deutschen Sprache für die Alte Welt, dem „Herzen unserer heutigen Kultur“, eine Bedeutung, die noch erhöht wird durch die starke Intensität des deutschen geistigen Lebens. Beredten Ausdruck findet diese Intensität in dem deutschen Schrifttum. Täglich erscheinen etwa 150 deutschsprachige Werke, zu denen noch 1200—1500 Zeitschriftennummern kommen, die unzähligen Tageszeitungen gar nicht mitgerechnet. Dabei ist es interessant festzustellen, daß diese Literatur nicht nur in den verschiedenen deutschen Sprachgebieten entsteht, sondern auch bei einer Reihe anderer Völker, die für ihre wissenschaftlichen Veröffentlichungen neben ihrer eigenen, weniger bekannten Sprache das Deutsche wählen, weil der Wiederhall, den sie dadurch finden, ein bedeutend größerer ist.

Bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts gab es keine Stelle, die es sich zur Aufgabe machte, dies gesamtdeutsche Schrifttum plangemäß zu sammeln. Wohl besaß Deutschland schon seit langen Jahrhunderten eine große Zahl ausgezeichnete Bibliotheken; aber sie alle wählten unter den Erscheinungen der deutschen Literatur nur das aus, was für ihre verschiedenen Zwecke von Wichtigkeit zu sein schien, es sei denn, daß sie innerhalb bestimmter Fachgebiete oder einzelner Länder des Deutschen Reiches eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen suchten. Eine deutsche Nationalbibliothek für die Gesamtheit des deutschen Schrifttums gab es nicht. Der erste Versuch, eine derartige Bibliothek ins Leben zu rufen, fällt in die Zeit

der großdeutschen Einigungsbestrebungen des Jahres 1848. Damals stiftete Kommerzienrat Hahn, Verlagsbuchhändler in Hannover, je ein Exemplar seiner Verlagsproduktion als Grundstock für eine deutsche Reichsbibliothek; 40 weitere Verleger folgten seinem Beispiel und in ganz kurzer Zeit kamen 4000 Bände zusammen. Doch aus der Gründung eines einigen Deutschen Reiches wurde damals bekanntlich nichts und, wenn die Bibliothek auch nicht gerade das traurige Schicksal der deutschen Flotte, die unter den Hammer kam, zu teilen brauchte, so fand sie doch mit ihrer Unterbringung im Germanischen Museum in Nürnberg ihr Ende als Nationalbibliothek.

Als dann 1871 das Bismarcksche Reich zusammengefügt worden war, begannen im Reichstag neue Versuche zur Verwirklichung dieses Gedankens. Immer wieder tauchen Erörterungen des Themas auf, unter anderem beschäftigen sich Personen wie Eduard Brockhaus und Heinrich von Treitschke mit dieser Frage, doch kommt es noch nicht zu einem positiven Ergebnis. Bis in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts die Zentralorganisation des deutschen Buchhandels, der Börsenverein der deutschen Buchhändler, sich eingehender mit dem Problem befaßte. Da wurde aus den theoretischen Erörterungen endlich greifbare Wirklichkeit und mit tatkräftiger Unterstützung des damaligen Königreichs Sachsen und der alten Buchstadt Leipzig gelang es dem Buchhandel, in dieser Stadt die Grundlagen für das ersehnte Archiv des deutschen Schrifttums zu schaffen.

Am 3. Oktober 1912 erfolgte der Vertragsabschluß über die Gründung der neuen Bibliothek, die den Namen „Deutsche Bücherei“ erhielt. Als Beginn ihrer Sammeltätigkeit wurde der 1. Januar 1913 festgelegt. Von diesem Tage an hat sie die Pflicht, „die gesamte deutsche und fremdsprachige Literatur des Inlandes und die deutsche Literatur des Auslandes zu sammeln“. Noch nachträglich das vor diesem Termin erschienene deutsche Schrifttum vollständig zu sammeln, war aussichtslos. In Auswahl war es bereits an zahlreichen deutschen Bibliotheken vorhanden, so daß diese Beschränkung durchaus berechtigt ist. Von dem genannten Stichtage an muß sie jedoch ein jedes deutsche Buch besitzen, gleichgültig wo es erscheint, im Reiche, in Österreich, Luxemburg oder in der Schweiz, in Siebenbürgen oder im Banat, in der Wolga-Republik der Deutschen oder in den deutschen Ansiedlungen Brasiliens oder sonst irgend wo auf der weiten Erde. Die gesamte deutschsprachige Literatur der Welt, mit Ausnahme von Musikalien und Tageszeitungen, deren Sammlung zweckmäßiger dezentralisiert wurde, strömt so an einer einzigen Stelle zusammen, so daß für diesen Teil des deutschen Kulturgutes der großdeutsche Gedanke in geradezu idealer Weise verwirklicht werden konnte. Hierin und besonders in der nahezu erreichten Lückenlosigkeit ihrer Bestände liegt die besondere Bedeutung der Deutschen Bücherei, sie wurde einerseits eine geistige Heimstätte des Auslandsdeutschtums, daneben aber als allumfassendes Sammelbecken der deutschen Literatur eine unentbehrliche Einrichtung für unsere Wissenschaft, Wirtschaft und Industrie, ja überhaupt für unser gesamtes Kulturleben. Aber nicht nur hinsichtlich der Idee, die ihr zugrunde liegt, nimmt die Deutsche Bücherei eine

hervorragende Stelle ein. Auch ihr Umfang, die Zahl ihrer Bücherbestände, die sich zurzeit auf 900.000 Bände beläuft und bei dem gegenwärtigen Zuwachs von jährlich 60.—70.000 Bänden in Kürze eine Million übersteigen wird, stellt sie bereits heute in die erste Reihe der deutschen Bibliotheken.

Der Platz, auf dem das für die Aufnahme dieser gewaltigen Büchermengen bestimmte Gebäude errichtet wurde, liegt auf historischem Boden: aus der Nachbarschaft grüßen die Erinnerungsmale der Völkerschlacht bei Leipzig. Dort, wo sich die vom Herzen der Stadt zum Völkerschlachtdenkmal führende Straße des 18. Oktober zu dem Oval des Deutschen Platzes erweitert, wurde in den Jahren 1914—1916 der Bau der Deutschen Bücherei an städtebaulich bedeutsamer Stelle errichtet. Unmittelbar in ihrer Nähe befindet sich das im Frühjahr und Herbst von unzähligen Tausenden besuchte Gelände der Technischen Messe mit seinen Riesenhallen, sowie eine Anzahl moderner Institute der Leipziger Universität. Das Bauwerk der Bibliothek mit seiner 120 m Frontlänge, 20—50 m Tiefe und 25 m Gesimshöhe bringt schon durch seine äußere Gestaltung ihre Bedeutung in würdiger Form zum Ausdruck. Bei sparsamer Verwendung von ornamentalem Schmuck wirkt das Äußere vor allem durch die Ausgeglichenheit und die edlen Proportionen seiner Flächen. Gesamtanlage sowohl wie Fassade lassen erkennen, daß die zweckmäßige Einrichtung des Inneren die Architektur des Ganzen bestimmte. Im Hause selbst übt die Klarheit und die Schlichtheit der Formen zusammen mit dem edlen Material, das überall verwendet wurde, eine außerordentlich ruhige Wirkung aus. Eine sinnvolle Gestaltung der inneren Anlagen ermöglicht den reibungslosen Ablauf des Betriebes, bei dem es besonders darauf ankommt, die großen Büchermengen möglichst einfach und schnell bibliothekarisch zu verarbeiten, ihrem Aufbewahrungsort zuzuführen, und sie dann auch dem Benutzer in geeigneter Weise zur Verfügung zu stellen. In seinem heutigen Umfange faßt das Gebäude über  $1\frac{1}{4}$  Millionen Bände, reicht also bis 1938 aus; doch ist mit großer Voraussicht schon an die Zukunft gedacht. Die Gesamtplanbearbeitung erstreckt sich auf die Unterbringung von 10 Millionen Bänden einer Zeit von 200 Jahren; das entsprechende Gelände ist der Bibliothek von der Stadt Leipzig bereits zur Verfügung gestellt. Auch in finanzieller Hinsicht ist der Bestand der Deutschen Bücherei vollkommen sichergestellt. Für die Stiftung der Bücher und Zeitschriften, deren Wert jährlich etwa 250.000 Rm. beträgt, sorgt der Börsenverein der deutschen Buchhändler mit Hilfe seiner das ganze deutsche Sprachgebiet umspannenden Organisation. Auch die außerhalb des regulären Buchhandels erscheinenden Werke werden in Anbetracht der Bedeutung der Anstalt fast durchweg gestiftet. Eine zweckmäßige Überwachung sorgt dafür, daß der Deutschen Bücherei keine Veröffentlichung entgeht. Die für den Unterhalt und die Verwaltung durch einen Beamtenkörper von etwa 160 Personen nötigen baren Geldmittel werden vom Deutschen Reich, vom Freistaat Sachsen und von der Stadt Leipzig aufgebracht; der hierfür in Betracht kommende Haushaltsplan weist im letzten Jahre die Summe von rund 600.000 Rm. auf. Eine bereits bei der Gründung ins Leben gerufene „Gesellschaft der Freunde der

Deutschen Bücherei“ deckt mit den Beiträgen ihrer Mitglieder etwa nötig werdende Ausgaben besonderer Art.

Die in der Deutschen Bücherei zusammenströmenden Bücherschätze werden für die Außenwelt auf drei verschiedenen Wegen nutzbar gemacht. Zunächst durch ihre Bibliographierung und Katalogisierung. Ein Buch das gelesen werden soll, muß zuerst einmal bekannt gemacht werden. Dies erfolgt — abgesehen von der nur in beschränktem Bereiche wirksamen Einzelreklame durch Verleger und Buchhändler selbst — in erster Linie in entsprechenden gedruckten Verzeichnissen, den Bibliographien. Die Deutsche Bücherei als Sammelstelle der gesamten deutschen Literatur war die gegebene Stelle für die Bearbeitung derartiger Verzeichnisse und so ist sie auch im Laufe der Entwicklung zur Zentrale der deutschen Bibliographie geworden. Im Auftrage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler bearbeitet sie die grundlegenden Bibliographien des Buchhandels: das „Tägliche Verzeichnis“ und das „Wöchentliche Verzeichnis“ der buchhändlerischen Neuerscheinungen; ebenso wird das „Halbjahrs-Verzeichnis“ der Neuerscheinungen und das „Deutsche Bücher-Verzeichnis“ bei ihr zusammengestellt. Die Bekanntgabe in diesen Bibliographien stellt gleichzeitig den Gegenwert dar, der für die Einsendung eines Buches sofort nach seinem Erscheinen geboten wird. Ferner ist die Anstalt Herausgeberin der Bibliographischen Zeitschrift „Literarisches Zentralblatt für Deutschland“, in der regelmäßig zweimal im Monat von etwa 40 Fachgelehrten über die wertvollsten neuen Veröffentlichungen der einzelnen Wissenschaftsgebiete berichtet wird. Weiter bearbeitet sie im Auftrage des Reichsministeriums des Inneren das „Monatliche Verzeichnis der reichsdeutschen amtlichen Druckschriften“ und die deutschsprachigen Bücher für die „Jahresberichte für deutsche Geschichte“, sowie die „Internationale Bibliographie der Geschichtswissenschaft“. Im Auftrag der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft wurde ihr die Bearbeitung der in diesem Jahre entstandenen Bibliographie „Deutsches Rundfunk-Schrifttum“ übertragen. Neben der Anzeige in diesen Bibliographien erfolgt selbstverständlich noch eine Aufnahme der einzelnen Buchtitel in die verschiedenen in Kartothekform geführten Kataloge der Bibliothek, die genau feststellen lassen, unter welcher Standnummer die Bücher in den Magazinen zu finden sind.

Das zweite Mittel zur Nutzbarmachung der vorhandenen Bücherbestände besteht in deren Bereitstellung zur Benutzung. Ihrem Archivcharakter entsprechend muß die Deutsche Bücherei darauf bedacht sein, sich weitgehend vor irgendwelchen Verlusten zu schützen. Sie stellt daher die Bücher nur in ihren Lesesälen, dort aber in liberalster Weise und gegen ganz geringe Gebühren (jährlich 2 Rm.), den Besuchern zur Verfügung. Sämtliche für die öffentliche Benutzung freigegebenen Räume sind täglich 14 Stunden von 8 — 22 Uhr, ohne Unterbrechung geöffnet. Im „Großen Lesesaal“ befinden sich 225 Arbeitsplätze und eine Handbibliothek von über 18.000 Bänden aller Wissensgebiete, im „Zeitschriften-Lesesaal“ mit seinen 112 Arbeitsplätzen liegen über 4000 der wichtigsten Zeitschriften mit ihrer neuesten Nummer auf. Für die Benutzung der reichhaltigen Kartensammlung besteht auch

noch ein eigener Kartenlesesaal. Bereits heute ist die Deutsche Bücherei die am stärksten besuchte Bibliothek Mitteldeutschlands. Die Zahl der Besucher beläuft sich im Jahr auf 300.000 Personen, das sind täglich im Durchschnitt 1000. Die Zahl der Bücherbestellungen beträgt im Jahr 200.000. Im Rahmen des Leihverkehrs der Deutschen Bibliotheken gelangen außerdem noch solche Werke, die nach gewiesenermaßen nur in der Deutschen Bücherei vorhanden sind, unter bestimmten Voraussetzungen auch an andere Bibliotheken außerhalb Leipzigs zur Verleihung.

Die dritte Aufgabe, die der Anstalt aus ihrer Sammeltätigkeit erwächst, besteht in der Erteilung bibliographischer und wissenschaftlicher Auskünfte. Die zu diesem Zweck eingerichtete Bibliographische Auskunftsstelle der Deutschen Bücherei wird von Jahr zu Jahr stärker in Anspruch genommen; im letzten Jahre beantwortete sie über 10.000 verschiedene Anfragen. Der Ruf, den sich diese Einrichtung in kurzer Zeit erworben hat, geht über die Grenzen des deutschen Sprachgebietes bis weit ins Ausland hinein. In allen möglichen, irgendwie mit dem Buch zusammenhängenden Fragen wird um Auskunft gebeten. Oft kennt man ein bestimmtes Buch, weiß aber nicht den Verlag, von dem das Werk bezogen werden kann. Wissenschaftliche Institute bitten um Literaturzusammenstellungen über bestimmte Fachgebiete. Ausländische Firmen wünschen Mitteilungen über den Export-Handel, Ärzte erkundigen sich nach Sonderarbeiten über gewisse Heilmethoden, Autoren fragen an, ob ein von ihnen gewählter Buchtitel bereits schon vorkommt, in urheberrechtlichen Streitigkeiten und in vielen anderen Fällen wird um Rat gefragt. Uner schöp flich ist die Fülle der verschiedenartigsten Anfragen, deren Beantwortung fast durchwegs kostenlos erfolgt. Eine Vergütung wird nur bei besonders großem Umfang der Auskunftsarbeiten auf Grund einer vorherigen Vereinbarung erhoben. Über diesen Rahmen hinaus haben verschiedene Gelehrte und Schriftsteller des In- und Auslandes es sich bereits zur Gewohnheit gemacht, regelmäßig eine kurze Zeit im Jahre nach Leipzig zu kommen, um hier die verschiedenen Einrichtungen der Deutschen Bücherei in Anspruch zu nehmen und sich einen Überblick über die letzte Entwicklung der Literatur ihres Interessengebietes zu verschaffen.

Grundbedingung für die Arbeit, die die Deutsche Bücherei auf diese Weise als Mittlerin für das deutsche Kulturgut leisten kann, ist die Vollständigkeit ihrer Bestände. Wenn von der Verwaltung des Institutes auch die weitgehendsten Maßnahmen getroffen sind, um diese Vollständigkeit nach Möglichkeit zu erreichen, so ist sie außerdem doch noch auf die Mithilfe weiterer Kreise, besonders des Auslanddeutschtums angewiesen. Mögen daher auch alle Stellen, die im Auslande mit der Herausgabe deutscher Bücher zu tun haben, stets daran denken, daß eine jede deutschsprachige Veröffentlichung, auch die scheinbar unbedeutendste Schrift — außer Musikalien und Tageszeitungen — in die Deutsche Bücherei nach Leipzig gehört, um hier, im Urarchiv des großdeutschen Schrifttums, für alle Zeiten sicher aufbewahrt, für die wissenschaftliche Forschung bereit zu stehen.



# Die Buschwächterwiese

Wahre Geschichte aus Estlands Vergangenheit

von A. von Walter-Dorpat

Die Mokkafläschchen und Pöförgläser klirrten leise, Zigaretten glühten, ihr Duft vermischte sich mit dem der ersten Veilchen. Es war behaglich am knisternden Kamin, an dem man sich gerne, nach dem Schnepfenstrich, erwärmte.

„Und nun, Herr von Waldern, erzählen Sie uns was aus ihrer schönen Heimat, aus Estland, ja?“

„Gerne.“ Der Angeredete, dessen straffer, sehniger Erscheinung man die fünf- undsiebzig Jahre nicht ansah, lehnte sich bequemer in den Sessel zurück. „Was soll's denn sein? Eine Jagdgeschichte oder Bolschewiken?“

„Nein, nein, nicht Bolschewiken, das ist so grauig, eine nette Geschichte aus ganz alter gemütlicher Zeit.“

Der alte Herr verfolgte nachdenklich den Rauch seiner Zigarette. „Die war nicht immer gemütlich, die ganz alte Zeit. Als ich heute auf dem Schnepfenstand war, und es immer stiller und dunkler wurde, mußte ich so lebhaft an einen Abend vor vielen Jahren denken. Es war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ich hatte Rehhof eben gekauft und streifte in meiner jungen Gutsbesitzerfreude tagelang in den Wäldern umher, immer neue Schönheiten entdeckend. Eine Stelle hatte es mir besonders angetan. Die Buschwächterwiese nannten sie die Leute, weil dort früher das Haus des Waldhüters gestanden hatte. Es war eine recht große Lichtung in uraltem Fichtenbestande. Verwilderte Ziersträucher, eine murmelnde Quelle inmitten der rötlich schimmernden Stämme, von Königsferzen und wildem Himbeergesträuch überwucherte Reste einer alten Behausung, machten den Ort merkwürdig reizvoll. Ich war nicht der einzige, der gerne hinkam, mehrfach sah ich dort eine alte Estin auf den Trümmern des Hauses sitzen.

Ich erinnere mich eines warmen Juniabends. Müde von einem langen Gang kam ich auf die Wiese hinaus. Schräge Sonnenstrahlen fielen zwischen die dunklen Stämme und überschütteten mit ihrem Gold einen Jasminstrauch, der in voller Blüte wie ein verzaubertes Königskind auf der Lichtung vor den strengen Tannen stand und daneben, den Blick weltverloren auf den weißen Blüten, kauerte das alte Esfenweiblein. — Sie bemerkte mich nicht. Erst als mein Hund zu ihr lief und sie schnuppernd anstieß, schrak sie auf und wollte mit dem üblichen: „Terre Herra“, „guten Tag Herr“ aufstehen, doch sagte ich ihr, sie solle nur ruhig bleiben, lehnte mein Gewehr an einen Baum und setzte mich zu ihr. Als die Zigarette brannte und Robine sich beruhigt neben mich legte, die Schnauze auf meinem Fuß, versuchte ich ein Gespräch mit der Alten anzuknüpfen. Erst war sie scheu und wortfarg, aber allmählich erzählte sie doch, daß sie Maie Karro heiße und daß sie im Häuschen am Waldrande lebe, mit einer Nichte und deren Tochter.

Warum sie denn so oft hier weit im Walde sitze, fragte ich, sie hätte es doch sonniger und bequemer am Waldbrande, zu Hause.

„Ach Herr, mein Zuhause ist hier“, und sie strich wie lieblosend über den morschen Balken.

„Wieso hier? ich verstehe nicht.“

„Ich bin doch die Tochter vom Buschwächter Jndrik Karro, die hier gelebt hat. Hier hat unser Haus gestanden, hier ist die Mutter gestorben — und hierher brachten sie damals den Vater aus dem Walde.“

Mein Interesse war geweckt, dunkel erinnerte ich mich, von einem Drama gehört zu haben, das sich hier abgespielt hatte. „Erzähl doch, wannna Mamma (Großmutter), was war das mit Deinem Vater?“

„Es ist eine lange und traurige Geschichte, Herr.“

„Sut nichts, ich liebe Geschichten aus alten Zeiten.“ — Und sie erzählte. Die Mutter war früh gestorben, sie lebte mit dem Vater und dem kleinen Bruder hier; sie hatten ein nettes Häuschen, etwas Kartoffelland, und Blumen hatte sie auch und hübsche Sträucher. Udo bekam manchmal vom Gärtner Stecklinge geschenkt, alle brachte er hierher.

„Wer war denn Udo?“

„Das war mein Liebster, er war Gartenjunge auf dem Gutshof, wir liebten uns und wollten uns heiraten, aber der Vater erlaubte es nicht. Ich solle nicht so einen hergelaufenen Jungen, der nichts ist und nichts hat, heiraten, ich sei auch noch viel zu jung. Ein anderer warb auch um mich, ein reicher Bauernsohn. Zum Glück paßte er meinem Vater auch nicht, denn sonst hätte ich ihn nehmen müssen. Damals fragte man nicht viel, ob ein Mädchen will oder nicht will.“

Udo war ein fleißiger, guter Junge und die gnädige Frau vom Hof sagte meinem Vater, er soll uns doch zusammengeben, sie würde uns eine gute Wohnung anweisen und Udo sollte bald zweiter Gärtner werden; aber der Vater wollte und wollte nicht.

Schließlich verbot er Udo zu uns ins Haus zu kommen, und auch den anderen, den Märt, jagte er fort, als der einmal wieder anfragen kam. —

Den ganzen Sommer ging das so bis in den Herbst. Ich sah Udo nur heimlich, wenn ich auf dem Hof zu tun hatte, und immer wieder war der Märt mit ihm. Dann im Winter kam das Unglück. — Es war ein strenger Winter, — einmal sollte eine Bärenjagd stattfinden.“

„Bärenjagd? Hier in Rehhof?!“

„Ja Herr, damals gab es noch Bären in diesem Walde. Der Herr Baron und mein Vater kreisten ihn ein, am anderen Tage sollte die Jagd sein. Wie sie schon nach Hause gingen, hörten sie plötzlich ganz deutlich Holz hacken. Holzdiebe, auf die war der Vater besonders scharf; er kehrte gleich um und ging dem Schall nach.“

„Komm nur heute Abend auf den Hof, Jndrik, und erzähle, ob du den Dieb festbekommen hast“, rief ihm noch der Herr Baron nach. „Ja, Herr, ich bringe ihn

mit“, antwortete der Vater. Er ist nicht mehr zurückgekommen. Am anderen Tage ging man, ihn nach den Spuren suchen. Immer tiefer in den Wald gingen sie, immer tiefer, dann fanden sie ihn — tot — erschossen!

Einen Augenblick schwieg die Alte und dann plötzlich brach es los sich überstürzend in Zorn und Verzweiflung. —

„Und meinen Udo, diesen guten braven Jungen, beschuldigten sie des Mordes. Er, der keinem Hunde und keiner Katze was zuleide tat, er sollte meinen Vater erschossen haben! Mit seiner Flinte soll es geschehen sein, sagten sie. Sie haben ihn gefangen genommen und vor Gericht geschleppt und nach Sibirien geschickt, ihn, der so unschuldig war wie ein neugeborenes Kind!

Ach Gott, ach Gott, jeden Tag und jede Nacht, jetzt bald fünfzig Jahre, muß ich daran denken und das Herz will mir brechen. —

Er war ja gar nicht zu Hause damals, er hatte drei Tage Urlaub bekommen, war erst auf ein Gut gegangen, wo ein Gärtner gesucht wurde, um sich anzubieten, dann auf einen Tag in sein Heimatdorf, zum Bruder.“

„Konnte er es denn nicht beweisen, daß er dort gewesen ist?“

„Ja, daß er auf dem Gute gewesen ist, das wohl, aber daß er beim Bruder war, das glaubte man ihm und auch dem Bruder nicht. Sie sagten, er sei heimlich zurückgekommen, hätte den Vater tief in den Wald gelockt, und erschossen. Irgendwie konnte bewiesen werden, daß der Schuß aus Udos Flinte war, wie, das habe ich nicht verstanden, bin ja nur ein dummes Weib, und wie das alles war mit dem Gericht und so — weiß ich auch nicht mehr. Ich weiß nur, daß alle für ihn sprachen: der Herr Baron und der Pastor — nichts half, er wurde verurteilt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Sachalin geschickt. Es war inzwischen Sommer geworden, so war die Reise dahin nicht so schlimm, als wenn's Winter gewesen wäre. Sibirien soll ja so weit sein?“

Ich nickte stumm, „nicht so schlimm . . .“ Das wußte sie nicht, was damals, um 1830, Sträflings-Deportation nach Sachalin bedeutete! Quer durch das ganze weite Rußland, ganz Sibirien, Tausende von Werst, zu Fuß, in schweren Ketten, paarweise aneinander geschmiedet, monatelang sich schleppen. Die begleitenden Soldaten wechselten von Etappe zu Etappe — die Gefangenen wurden immer weiter getrieben, ob Schnee ob Sonnenbrand, in Lumpen, hungrig; und konnte einer nicht mehr weiter, wurde er irgendwo in ein Gefängnis gesteckt und so mancher einfach unterwegs erledigt, verscharrt — wer fragt nach einem katorschneii, Sträfling? — Die Hölle auf Erden! —

„Nach einiger Zeit,“ so nahm sie ihre Erzählung wieder auf „die Frau Baronin hatte mich in Dienst genommen, kam Märt Laas wieder um mich werben. Die gnädige Frau überredete mich wohl, ihn zu nehmen, er war reich und ein ordentlicher Mensch, ich hätte es gut bei ihm gehabt, den kleinen Bruder wollte er erziehen; aber ich konnte nicht, mußte immer an meinen Udo denken, weit in Sibirien, ihn liebte ich und keinen anderen.

So vergingen zwanzig lange Jahre, da kam eine böse Krankheit in unsere

Gegend, viele starben, starke gesunde Menschen wurden von ihr befallen und waren nach wenigen Tagen tot. Auch Märt erkrankte, und als er den Tod kommen fühlte, bat er den Baron und den Herrn Pastor zu sich und gestand ihnen, daß er meinen Vater ermordet hatte. Er hatte sich in Udo's Vertrauen geschlichen, wußte ganz genau, was der vorhatte und wo alle seine Sachen waren; an dem Tage als Udo beim Bruder war, stahl er die Flinte, lockte meinen Vater mit scheinbarem Holzhaufen ganz weit in den dichtesten Wald und schoß ihn da tot. Dann stellte er die Flinte wieder zurück und verstand durch geschickte Reden den Verdacht auf Udo zu lenken, was ja nicht schwer war, denn alle wußten wie die Dinge lagen. Märt hatte gedacht, wenn er erst den Vater und Udo aus dem Wege geräumt hat, würde ich ihn in meiner Not und Verzweiflung doch nehmen. Der Herr Baron war so gut, er nahm die Sache gleich auf, fuhr selbst nach Petersburg, hat gesprochen und gebeten, bis er es erreicht hatte, daß Udo befreit und zurückgeschickt wurde. Das dauerte natürlich wieder viele Monate, aber ich war doch so froh und glücklich, ich wußte, er kommt zurück und ich werde ihn pflegen und für ihn sorgen und alle Menschen wissen, daß er doch unschuldig ist — das sollte ein Leben werden wie im Himmel. Da ließ mich einmal der Pastor zu sich kommen, zeigte mir ein großes beschriebenes Papier mit vielen Stempeln und Siegeln, drin stand, daß Udo schon in Narva wäre, aber von der Gefangenschaft und der langen Reise so entkräftet, daß man ihn ins Lazarett schaffen mußte, ich solle gleich hinkommen. Ich machte mich gleich auf, nahm mein ganzes erspartes Geld mit, von dem Herrn Baron bekam ich noch ein Begleitschreiben, um auf den Pferdepösisstationen schnell weiter zu kommen. Eine Woche war ich unterwegs. Wie ich in Narva ankam — war Udo tot!“

Sie schwieg, große Tränen liefen über die mageren Wangen, spärliche müde Greisentränen, und die Augen suchten den blühenden Jasminstrauch.

„Den hat er mir zur Freude hergepflanzt, ich hab ihn gepflegt, so gut ich es verstand.“ —

Die Sonne war lange untergegangen, die helle nordische Sommernacht verwischte alle Konturen, es war so merkwürdig still, — ein Nachtvogel strich mit leisem Flügel über uns hin. Robine hob den Kopf, knurrte leise. Aus dem Walde kam ein halbwüchsiges Mädchen.

„Mammakene, tule kodu“ (Mütterchen, komm heim).

Schwerfällig erhob sich die alte Frau.

„Gute Nacht, Herr, und nichts für ungut, daß ich so viel geschwaßt habe.“

„Gute Nacht, Maie, ich danke dir für die Geschichte und wenn du mal was brauchst, so schick das Mädchel da, zu mir, auf den Hof.“

„Der Herr ist sehr freundlich, aber ich brauche wohl nichts mehr. Ich bete zum lieben Gott, daß er mich bald zu meinem lieben Udo gehen läßt.“

Sie wies auf den blaß schimmernden Jasminbusch. „Hier möchte ich begraben sein, aber das geht wohl nicht?“

„Nein, — Mammafene — das geht nicht, — aber ich werde einmal diesen Busch ausgraben — und auf dein Grab pflanzen lassen, soll ich?“

Der Schimmer eines Lächelns erhellte ihr Gesicht.

„Gott segne Sie dafür, Herr.“ —

In tiefen Gedanken über das grausame Spiel des Schicksals ging ich durch die warme Sommernacht meinem Heime zu, wo meine Frau mich erwartete und mein Bübchen in seligem Kinderschlaf lag.



## Die deutsche periodische Literatur Siebenbürgens 1778—1930

von Emil Sigerus-Hermannstadt

Alle Wissenschaft ist stets ein Sondergut weniger erleuchteter Geister; was diese aber erforschen, davon soll möglichst viel dem Volke zu gute kommen. Daher ist die Verbreitung des Wissens im weitesten Sinn der vornehmste Zweck der Zeitungen, die aus dem Bedürfnis nach Wissen entstanden sind. Sie tragen unaufhörlich die Forschungen der Wissenschaft hinaus ins Volk und sind die Stützen der Kultur bis in die fernsten Länder. So sind die Zeitungen auch ein sicherer Gradmesser der Bildung. Die Zeitung ist „auch bei uns eine Macht, die mit ihren Lettern Schlachten schlägt, wie das Heer auf blutiger Walfstatt, die die Herzen von Tausenden zu erheben imstande ist zu heiliger Andacht und in mehr als einer Brust edelste Entschlüsse zu männlicher Tat wachruft“.<sup>1)</sup>

Eine Liste der Zeitungen eines Landes ist für dieses ein lehrreiches und wertvolles Kulturdokument. Deshalb ist der Wert der Zeitungen selbst auch kein vergänglicher, was als einer der Ersten unter uns, Franz Gebbel erkannt hat. In Nr. 3 des „Siebenbürgisch-deutschen Wochenblattes“ brachte Gebbel ein, allerdings sehr unvollständiges Verzeichnis der deutschen Zeitungen Siebenbürgens und schrieb dazu: „... falls am 2. Januar 1884 das erste hundertjährige Jubiläum der siebenbürgischen Journalistik gefeiert werden sollte, dürfte ein Geschichtsschreiber wohl schwerlich vollständige Exemplare der einzelnen Zeitschriften zu einer eingehenderen Geschichte der siebenbürgischen Tagesliteratur in irgendeiner Bibliothek des Landes beisammen finden; so gering wird diese jetzt doch in so zahlreichen Exemplaren bei uns verbreiteten Literatur geachtet! Und doch ist dieselbe, wenn auch keine ganz zuverlässige Quelle der Geschichte, zur Kenntnis der geistigen, sittlichen und gemüthlichen Regungen und Strebungen einer Zeit von hoher Bedeutung. Darum sollten die größeren Bibliotheken des Landes es sich zur Aufgabe machen, nicht nur von den eben erscheinenden Zeitungen von nun an vollständige Exemplare zu hinterlegen, sondern auch von allen früheren Jahrgängen derselben

<sup>1)</sup> Dr. Fr. Teutsch: „Hundert Jahre sächsischer Tagesliteratur“; Siebenb.-Deutsches Tageblatt 1884.

und von nicht mehr bestehenden Zeitschriften, was sie aus Privatbibliotheken sich verschaffen könnten, zu erwerben suchen, bevor die in erstaunlicher Weise überhandnehmenden Greislergeschäfte diese Bibliotheken ganz verarbeiten.“<sup>1)</sup>

Die Mahnung kam leider viel zu spät! Wenn auch unsere Bibliotheken weiterhin unseren Zeitungen etwas mehr Aufmerksamkeit zuwandten, so hat es doch keine derselben zu einer auch nur halbwegs lückenlosen Zeitungssammlung gebracht. Dr. Fr. Seutsch, der aus Anlaß der Hundertjahrfeier der ersten siebenbürgisch-deutschen Zeitung ein sehr wertvolles Verzeichnis unserer deutschen Zeitungsliteratur veröffentlichte,<sup>2)</sup> schrieb am Schlusse desselben: „Die genaue Feststellung voranstehender Daten ist schwerer, als es scheinen mag, da keine unserer Bibliotheken in der glücklichen Lage ist, auch nur annähernd vollständige Jahrgänge dieser Literatur zu besitzen.“ Das ist leider auch heute noch der Fall und wenn nachfolgendes Verzeichnis weit reichhaltiger ist als alle bisher über diesen Gegenstand bekannt gemachten, so wird wohl auch dieses nicht lückenlos sein;<sup>3)</sup> aber „es gibt immerhin ein gutes Bild von deutscher Rührigkeit und geistigem Streben auch in der Vergangenheit.“<sup>4)</sup>

Das erste große Weltblatt, die „Times“, ist in London zum erstenmal 1783 erschienen, also gerade ein Jahr vor unserer „Siebenbürger Zeitung“, die als „Siebenbürger Bote“ über ein Jahrhundert in Hermannstadt herauskam. Doch die Zeitungen, wie sie uns heute bekannt sind, sind Kinder des 19. Jahrhunderts. Ehe Telegraph und Eisenbahn imstande waren, Nachrichten in wenigen Stunden oder gar in Minuten von einem Orte zum anderen zu melden, ehe die Rotationsmaschinen stündlich viele tausend Zeitungsblätter fertigstellen konnten, konnte sich das Zeitungswesen nicht in jenem Umfange entwickeln, auf dem es heute steht. Mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse entstand das Bedürfnis, Weltereignisse und örtliche Nachrichten schnell und zuverlässig zu erfahren. Damit entfaltete sich das Zeitungswesen und begann, eine politische Rolle zu spielen. So ward nun aus kleinen Anfängen die Zeitung eine Macht. Dies war natürlich auch in Siebenbürgen der Fall.

Auch bei den Siebenbürger Sachsen entwickelte sich von dem dritten Dezennium des 19. Jahrhunderts das Zeitungswesen so rasch, daß in dem Zeitraum von 150 Jahren (1778—1930) in Siebenbürgen 194 deutsche, fast ausschließlich von Siebenbürger Sachsen herausgegebene periodische Publikationen erschienen sind, gewiß eine stattliche Leistung für ein so kleines Volk! Weshalb von diesen 194 Zeitungen so vielen nur eine ganz kurze Lebensdauer beschieden war, darüber habe ich vor

<sup>1)</sup> Das „Seminar für Zeitungskunde und Zeitungspraxis“ in Berlin erwarb die große Georg Schweitzer'sche Zeitungssammlung und besitzt nun das größte Zeitungsmuseum Deutschlands.

<sup>2)</sup> Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1884, Nr. 5.

<sup>3)</sup> Ergänzungen und Berichtigungen wollen gütigst an den Verfasser — Hermannstadt, König-Ferdinand-Platz — gesendet werden.

<sup>4)</sup> „Deutsche Erde“ 1908, Heft 2.

einigen Jahren geschrieben<sup>1)</sup>: „daß bei uns ein genügend großer Leserkreis für wissenschaftliche und schöngeistige Zeitschriften, ja selbst für Fachzeitschriften nicht vorhanden war und noch ist. Ein natürlicher Feind derartiger Zeitschriften ist auch der besondere Charakter unserer Tagespresse. Der literarische Schliff, die stoffliche Vielseitigkeit unserer Tageszeitungen machten und machen wissenschaftliche und schöngeistige Blätter geradezu überflüssig, aber auch unmöglich. Alle Gebiete der Kunst, Literatur, Musik, populärer Wissenschaft und der Belletristik sind in der Tagespresse so vorzüglich bebaut, die besten literarischen Kräfte hier gebunden, daß eigene Zeitschriften nicht nur keine Leser, sondern oft auch nicht genügend Mitarbeiter hatten und haben. Dazu kommt dann noch die Menge der in Deutschland erscheinenden ausgezeichneten Zeitschriften, die von jeher ihren Weg nach Siebenbürgen fanden. So konnten sich in Siebenbürgen deutsche wissenschaftliche Zeitschriften und Fachblätter nur dann länger erhalten, wenn sie von irgendwelcher Seite mit Geldmitteln unterstützt wurden. Allen übrigen, mit den besten Absichten ins Leben gerufenen periodischen Publikationen war nur ein kurzes Dasein beschieden.“

Durch den engeren Zusammenschluß aller Deutschen in dem neuen Rumänien ist der Leserkreis der siebenbürgisch-deutschen Zeitungen nicht in einem solchen Maßstabe angewachsen, daß eine Vermehrung unserer periodischen Literatur auf Erfolg rechnen könnte. Es wird daher das oben Gesagte weiterhin seine Geltung behalten und an „Eintagsfliegen“ wird auch ferner unsere heimische Presse keinen Mangel haben.

Literatur: Julius Groß: „Kronstädter Drucke 1535–1886“, Kronstadt 1886; R. R. Klein: „Die siebenb.-sächs. Literatur in den Jahren 1898–1918“ in: „Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenb. Sachsen“ Bd. II, Hermannstadt, Krafft & Drotleff 1928; Adolf Schullerus: „Unsere geistige Entwicklung in den Jahren 1850–1880“ in: „Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenbürger Sachsen“ Bd. II, Hermannstadt, Krafft & Drotleff; Derselbe: „Die sächs. Literatur 1880–1898“, ebendort; Emil Sigerus: „Die Zeitung“ in: „Vom alten Hermannstadt“ II, Hermannstadt 1923; Friedrich Teutsch: „Hundert Jahre sächsischer Tagesliteratur“, in: „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt“ 1884; Derselbe: „Zur Geschichte des deutschen Buchhandels in Siebenbürgen“, Leipzig 1892; Oskar Wittstock: „Das literarische Leben der 40er Jahre“ in: „Hundert Jahre sächsischer Kämpfe“, Hermannstadt 1896. „Deutsche Erde“ 1908, Heft 2.

(Vorbemerkung zu nachfolgendem Verzeichnis: Die Monate sind durch römische Zahlen kenntlich gemacht. Die Zeit des Erscheinens ist aus der Jahreszahl ersichtlich. Wenn nur eine Jahreszahl angeführt und in dem der Jahreszahl folgenden Text keine weitere Bemerkung darüber steht, daß das betreffende Blatt sein Erscheinen eingestellt hat, so ist das Blatt den 30. Dezember 1930 noch erschienen).

1. 1778 I. VI.—1778 26. VII. Theatral. Wochenblatt für das Jahr 1778. Hermannstadt, Gedruckt bei Samuel Schardi und Martin Hochmeister. Kl.-8°.

2. 1784—1787. Siebenbürger Zeitung. Hermannstadt, Druck und Verlag von Martin Hochmeister. 8°.

Von 1788—1791 erschien die Zeitung als Kriegsbote, dann von 1792—1862

<sup>1)</sup> E. Sigerus: „Vom alten Hermannstadt“ II, S. 41 „Die Zeitung“. Hermannstadt 1923, J. Drotleff's Verlag.

als Siebenbürger Bote und von 1863—1907 als Hermannstädter Zeitung vereinigt mit dem Siebenbürger Boten (s. d.).

3. 1788—1791. Der Kriegsbote. Hermannstadt, Druck und Verlag von Martin Hochmeister. 8°.

4. 1790—1801. Siebenbürgische Quartalschrift. Hermannstadt, Druck und Verlag von Martin Hochmeister. 8°. Herausgegeben von Johann Filtzsch, dann von J. Filtzsch, Joh. Eder und Joh. Binder.

Dr. G. Teutsch schreibt:<sup>1)</sup> „Der Einblick in die 7 Bände der Quartalschrift kann den denkenden Beurteiler nur mit hoher Achtung erfüllen. Die Reichhaltigkeit des Inhalts, eine wertvolle Reihe ernster geschichtlicher, auch sächsisch-sprachwissenschaftlicher Untersuchungen, zahlreiche zeitgenössische, namentlich auch statistische Mitteilungen, bedeutende kritische Anzeigen und Besprechungen neuer wissenschaftlicher Erscheinungen machen das Werk zu einem Markstein auf dem Wege des aufsteigenden und erstarkenden geistigen Lebens unseres Volkes.“

„Die ‚Siebenbürgische Quartalschrift‘ nimmt auch an dem politischen Kampf lebendigen Anteil . . . . . Der Kampf für die Rechte unseres Volkes in der Literatur ist zuerst in den wissenschaftlichen Zeitschriften aufgenommen worden. Seit 1790 erschien die ‚Siebenbürgische Quartalschrift‘ in Hermannstadt, die alles enthalten sollte, was ‚Männer von Geschmack von und für Siebenbürgen‘ wichtig sein kann. Hier tritt uns schon in der Form wissenschaftlicher Darlegung der politische Kampf entgegen.“<sup>2)</sup>

5. 1791. Anzeige kritischer Beobachtungen zur Erweiterung dramaturgischer Kenntnisse, ein Blättchen zum Vergnügen der Freunde des Schauspiels, während Anwesenheit der Rungischen Gesellschaft in Hermannstadt. Hermannstadt, Martin Hochmeister. 8°. Ist nur eine Nummer am 1. April 1791 erschienen.

6. 1792—1862. Der Siebenbürger Bote. Hermannstadt, Druck und Verlag Martin Hochmeister, dann Martin v. Hochmeister's Erben und von 1840 an Theodor Steinhäuser. 8°, dann 4°. 1844 sollte die Zeitung unter dem Titel „Siebenbürgisch-Sächsische Nationalzeitung“ erscheinen; da aber dieser Titel das Mißfallen der k. k. Behörde erregte, behielt sie den bisherigen Titel bei. Schriftleiter: 1836—1848 Jos. Benigni von Mildeberg; schreibt von 1842 „leitende Artikel“. 1848 Mitredakteur Jakob Rannicher, 1849—1850 Johann Hinz. 1849, VIII.—1850, VIII. Heinrich Schmidt. 1850, VIII.—IX. Karl Fabritius. 1852 Dr. Alois Senz. Auf den Titelfopf ist von da ab der kaiserl. Doppeladler und der Siebenbürger Bote hört auf, das Organ der Sachsen zu sein. Er segelt fortan im Schlepptau der jeweiligen Regierung. Vom 1. I. 1863 vereinigt mit der „Hermannstädter Zeitung“ s. Nr. 50.

7. 1793—1805. Siebenbürgisches Intelligenzblatt zum Nutzen und Vergnügen. Hermannstadt, Druck und Verlag von Martin Hochmeister, 8°. Von 1799—1805 erscheint das Intelligenzblatt als Beilage des Siebenbürger Boten. Der Jahrgang 1794 enthält eine „Dramaturgie zur Geschichte der hiesigen Bühne.“

<sup>1)</sup> Archiv des Vereins f. siebenb. Landeskunde XXIV, S. 435.

<sup>2)</sup> Dr. Fr. Teutsch: „Hundert Jahre sächsischer Tagesliteratur.“ Siebenbürgisch-Deutsches Sagenblatt 1884.

8. 1805—1824. Siebenbürgische Provinzialblätter. Hermannstadt, Druck und Verlag von M. v. Hochmeister, 8°. Schriftleiter Joh. Filtich.

9. 1828. Notizen über die dramatischen Leistungen der Bühnengesellschaft unter der Direktion der Herren J. B. Hirschfeld und F. Herzog während der Sommersaison 1828 zu Hermannstadt. Beilage zum Siebenbürger Boten. Verlag von Martin von Hochmeister, 8°. Redakteur: F. F. Gömmel. Es sind bloß 11 Nummern erschienen.

10. 1833—1838. Transsylvania, periodische Zeitschrift f. Landeskunde. Mit lithogr. Tafeln als Beilage, 8°. Band I., II. Hermannstadt, W. H. Thierry, Band III., Kronstadt, Joh. Gött. Schriftleiter: J. v. Benigni und Carl Neugeboren.

11. 1837—1849. Siebenbürgisches Wochenblatt. Kronstadt, Druck und Verlag Joh. Gött und W. Nemeth, Kl.-4°. Von 1849 nimmt die Zeitung den Titel „Kronstädter Zeitung“ (s. d.) an.

12. 1837—1838. Unterhaltungsblatt für Geist, Gemüt und Publizität. Beilage zum Siebenbürgischen Wochenblatt. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött und W. Nemeth, 4°. Erscheint unter verändertem Titel weiter, wie unten.

13. 1838—1848, dann 1851 und 1858 Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde. Beiblatt d. Siebenb. Wochenblatt. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött. Wochenblatt 4°.

14. 1838, 3. VII.—1839. Siebenbürger Bürgerblatt. Beiblatt zum Siebenbürger Boten. Hermannstadt, Druck und Verlag Martin v. Hochmeister's Erben, 4°.

15. 1839—1840. Deutsche Fundgrube der Geschichte Siebenbürgens. Druck und Verlag J. Filtich in Klausenburg, 8°. Herausgegeben durch Graf Josef Kemény.

16. 1840—1849. Transsylvania. Beiblatt zum Siebenbürger Boten. Hermannstadt, Druck und Verlag von M. v. Hochmeister's Erben, 4°. Schriftleiter: bis 1845 Friedrich Hann, dann Dr. Daniel Roth. 1848 2. X.—1849 III. Jakob Rannicher.

17. 1840—1843. Intelligenzblatt. Beilage zum Siebenbürger Boten. Hermannstadt, Druck und Verlag von Martin v. Hochmeister's Erben, 4°. Von 1843—1854 trägt der Annoncentheil des Siebenbürger Boten den Titelfopf „Amts- und Intelligenzblatt“.

18. 1840—1841. Unterhaltungsblatt aus der Geschichte Siebenbürgens. Hermannstadt, Verlag von W. H. Thierry. Herausgegeben von Joh. Benigni von Miltenberg.

19. 1840—1848, 1849—1858. Satellit des Siebenbürger Wochenblattes. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött, 4°. „Das Blatt soll das heimische Gewerbe, den Handel und die Landwirtschaft auf die Forderungen der Zeit aufmerksam machen und Mittel und Wege angeben, diesen Forderungen nachzukommen.“

20. 1840—1843 und 1845. Stundenblumen der Gegenwart. Eine Sammlung anziehender Novellen und Erzählungen im Geschmack der Zeit. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött. Herausgegeben von der Redaktion des Siebenbürgischen Wochenblattes. I—X. Kl.-8°. N. F. 1843 I. Kl.-8°. II. F. 1845 Gr.-8°.

21. 1841. Archiv für die Kenntnisse von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. Hermannstadt, Druck und Verlag von M. v. Hochmeister's Erben. Herausgeber J. R. Schuller. Ist bloß ein Band erschienen.

22. 1843. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Bis 1852 Hermannstadt, Druck von Th. Steinhaußen; 1853—1871 Kronstadt, Druck von Gött, dann bis 1884 Hermannstadt von Clostus'sche Erben, von da weiter W. Krafft. Kommissions-Verlag, Franz Michaelis, Gr.-8°.

23. 1843. Beilagen zum Siebenbürger Wochenblatt. „Erscheint so oft Stoff genug vorrätig ist, seine Spalten zu füllen“. Druck und Verlag J. Gött, Kronstadt. Sind nur wenige Nummern erschienen.

24. 1843—1854 Amts- und Intelligenzblatt zum Siebenbürger Boten. Hermannstadt, Druck und Verlag von Th. Steinhaußen.

25. 1844. Anhang zur Transsylvania für Landwirtschaft und Gewerbe in Siebenbürgen. Hermannstadt, Druck und Verlag von Hochmeisters Nachfg. Th. Steinhaußen. Herausgegeben von J. Benigni von Mildenberg, 4°. Sind nur zwei Nummern erschienen, weil das k. Gubernium das Weitererscheinen vor erfolgter Bewilligung durch den Kaiser verbot und die erschienenen zwei Nummern konfiszierte. Vom Oktober 1844 erschien dann das Blatt unter dem Titel „Deutsches Volksblatt“ (s. d.)

26. 1844, 1. X.—1847, 1. VIII. Deutsches Volksblatt für Landwirtschaft und Gewerbe in Siebenbürgen. Beiblatt des Siebenbürger Boten. Hermannstadt, Druck und Verlag von M. v. Hochmeisters Nachfg. Th. Steinhaußen, Kl.-4°. Herausgegeben von Jos. v. Benigni.

27. 1844—1847 und 1852. Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. Mit litogr. Tafeln. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött, 8°. Herausgegeben bis 1847 von Anton Kurz; 1852 von Josef Trausch.

28. 1844, 7. VI.—1849. Der Siebenbürger Volksfreund, ein Wochenblatt für den Gewerbe- und Landmann. Mit litogr. Tafeln. Hermannstadt, Druck und Verlag von Samuel Filtzsch, 4°. Herausgegeben von Johann Michaelis. Die Abonnenten erhalten 1845 als Prämienblatt „eine schöne Landschaft nach der Natur entworfen und auf Stein gezeichnet von Th. Glas.“

29. 1846—1849. Anzeigebblatt zum Siebenbürger Volksfreund. Druck und Verlag S. Filtzsch in Hermannstadt, 4°.

30. 1848, 8. V.—11. X. Unterhaltungsblatt aus der Gegenwart. Periodische Schrift in zwanglosen Hefen. Hermannstadt, Verlag von Robert Krabs, Gr.-8°. Herausgegeben von Heinrich Schmidt. Erschienen sind nur 20 Hefte. Die „Unterhaltungen“ sind rein politischer Natur und gegen die Union mit Ungarn gerichtet.

31. 1849. Kronstädter Zeitung. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött, dann Joh. Gött's Sohn; seit 1920 Verlag der Zeitungs-Altkien-Gesellschaft, Druck Joh. Gött's Sohn. Folio. Mit Nr. 21 vom 15. III. 1849 stellte das Siebenbürgische Wochenblatt sein Erscheinen ein, um als Kronstädter Zeitung am 26. III. desselben

Jahres zu neuem Leben zu erwachen. Seit 15. XII. 1929 mit dem Untertitel: „Landeszeitung für Rumänien“. Die Redaktion wird dem „entschieden freisinnigen Schriftsteller Mag Moltke“ übertragen. Von 1861 bis 1867 war Dr. Eugen von Trauschensfels Schriftleiter. Es folgten dann H. Gött, J. Filtsch, F. Wildner, Fr. Stenner, 1893 L. Korodi, 1896 R. Dörschlag, 1899 L. Korodi, 1901 F. Ließ, weiter: M. Schroff, G. Wächter Dr. C. Schnell und Dr. Art. Polony. 1921 Emil Neugeboren, 1929 Dr. Fritz Theil.

32. 1850. Verhandlungen und Mitteilungen des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften zu Hermannstadt. Druck G. v. Closius, von 1891 J. Drotleff, dann W. Krafft, und Krafft & Drotleff in Hermannstadt, 8°.

33. 1851—1852. Schul- und Kirchenzeitung für die evang. Glaubensgenossen Siebenbürgens. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött. Schriftleiter J. Fr. Geltsch; Joh. Michaelis; G. Giesel; Sam. Schiel. Den Plan zu diesem Blatt hatte St. Lud. Roth entworfen. Als Roth 1847 bei dem Gubernium um die Bewilligung eine Schul- und Kirchenzeitung herauszugeben einkam, wurde er abgewiesen mit der Begründung, daß er durch Zeitungsartikel unvorsichtigerweise die Schwabeneinwanderung veranlaßt und diese Einwanderer dadurch zu Grunde gerichtet habe. Er besitze nicht ein gefestetes Urteil und eine genügend maßvolle Gesinnung, um sich zum Zeitungsherausgeber zu eignen.<sup>1)</sup> Die „Schul- und Kirchenzeitung“ mußte ihr Erscheinen sehr bald einstellen, weil sie die nach den damaligen Preßgesetzen nötige Kaution nicht aufbringen konnte.<sup>2)</sup>

34. 1855—1857. Transsylvania, Beiblatt zum Siebenbürger Boten. Hermannstadt, Druck und Verlag von Th. Steinhaußen, 4°.

35. 1856. Kronstädter Anzeiger. Kronstadt, Druck und Verlag von Römer und Rammer, 4°. Schriftleiter: Ed. Hülberding. Nur wenige Nummern erschienen.

36. 1859. Der Horizont. Illustrierte Hefte für Belletristik, Industrie, Handel und Gewerbe. Kronstadt, Druck und Verlag Römer und Rammer. Herausgeber L. C. Tornay, 4°. Nur das erste Heft erschienen.

37. 1859—1860. Siebenbürger Quartalschrift. Hermannstadt, Druck und Verlag von Th. Steinhaußen, dann von Closius Erben, Lexikon-8°. Schriftleiter: Heinrich Schmidt. Von 1861—1862 führte die Zeitschrift den Namen „Hermannstädter Zeitung“ s. d.

38. 1859—1861. Vierteljahrschrift für die Seelenlehre. Kronstadt, Druck und Verlag von J. Gött, 8°. Schriftleiter: Heinrich Neugeboren und Lud. Korodi.

39. 1859—1861. Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. Neue Folge. Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött, 8°. Schriftleiter: Dr. Eugen von Trauschensfels.

40. 1860—1861. Polizeiblatt. Hermannstadt, Druck von Samuel Filtsch, 4°. Herausgegeben von der k. k. Polizeidirektion in Hermannstadt.

41. 1860. Deutsche Fundgrube für die Geschichte Siebenbürgens. Neue Folge.

<sup>1)</sup> Dr. Teutsch: Geschichte der Siebenb. Sachsen III, S. 176.

<sup>2)</sup> Ebenda, S. 387.

Kronstadt, Druck und Verlag von Joh. Gött, 8°. Von Anton Burg im Manuscript hinterlassen und herausgegeben von Dr. Eugen von Trauschensfels. Erschien nur dieser eine Jahrgang.

42. 1861—1862. Hermannstädter Zeitung. Hermannstadt, Druck von Clostus' Erben, Gr.=8°, dann 4°. Eigentümer und Herausgeber Heinrich Schmidt. „Obgleich kein Sachse von Geburt, hat Schmidt wesentlichen Anteil an der litterarischen und nationalen Neugeburt unseres Volkes. Journalist im besten Sinne des Wortes, hat er voll sprühendem Witz, scharfer Satire zeitlebens einen ausdauernden Kampf gegen Feigheit, Hohlheit und Flachheit geführt.“<sup>1)</sup> Die Zeitung geht 1863 in den Besitz von Th. Steinhaußen über und wird mit dem Siebenbürger Boten vereinigt. (s. Nr. 49.)

43. 1861—1863. Transsylvania, Wochenschrift (später Monatschrift) für siebenbürgische Landeskunde, Literatur und Landeskultur. Neue Folge. Beiblatt zum Siebenbürger Boten. Hermannstadt. Druck und Verlag von Th. Steinhaußen. 8°. Herausgegeben von E. A. Bielz.

44. 1861—1862. Kirche und Schule, Beiblatt zum Siebenbürger Boten. Hermannstadt, Druck und Verlag von Th. Steinhaußen, 8°. Schriftleiter: Franz Obert.

45. 1862—1865 und 1867—1870. Bistriker Wochenblatt. Bistritz, Druck von J. C. Filsch's Erben. Verlag C. Wittstock, dann C. Brestowsky, 4°. Herausgeber bis 1867 Heinrich Wittstock; dann Georg Reinzell; 1871 M. Kramer; von 1871 an: Bistriker Neues Wochenblatt (s. d.) (Schluß folgt.)

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## Auf Spuren deutscher Kultur im Baltenland

von Studienrat Dr. Paul Müller-Dresden

Wer je Gelegenheit gehabt hat, unsere deutschen Stammesbrüder im Ausland aufzusuchen, und wer gesehen hat, wie dankbar jeder Besuch aus dem Reiche draußen aufgenommen wird, der wird immer wieder gern seine Schritte zu ihnen hinauslenken. Das Bewußtsein, den fernen Volksgenossen gezeigt zu haben, daß die Heimat sie nicht vergessen hat, daß sie ihren Nöten nachgeht und bereit ist zu helfen, soweit sie kann, wird manche Unbequemlichkeit der Reise vergessen lassen. Und je entfernter die Siedlung von den großen Verkehrslinien ist, je abgeschnittener und einsamer sie liegt, desto herzlicher stets der Empfang, desto größer die Freude. Unvergeßlich, wie dann die Augen aufleuchten, wenn man vom deutschen Mutterlande erzählt, dem fernen Wunschlande, nach dem sie sich alle immer wieder sehnen und das so viele von ihnen doch nur vom Hörensagen kennen.

Zwei Bollwerke deutscher Kultur haben sich nun schon über acht Jahrhunderte

<sup>1)</sup> D. Wittstock: „J. Marlin. Ein Beitrag zur sächsischen Literaturgeschichte der vierziger Jahre.“ Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde XXVI, S. 435—521.

im Osten erhalten, unsere ältesten deutschen Auslandsiedlungen überhaupt, das sind die Siebenbürger Sachsen im Süden und die Deutschbalten im Norden. Gar oft hat man die beiden miteinander verglichen. Ein Geist, eine Erlebnisgemeinschaft kennzeichnet sie beide, trotz aller Verschiedenheit im einzelnen: die gleiche völkische Widerstandsfähigkeit und die gleiche dauernde Abwehrstellung gegen eine ihnen wesensfremde Kultur, die orientalische auf der einen und die russisch-asiatische auf der anderen Seite. Wer die Sachsen kennen und schätzen gelernt hat, den verlangt es auch nach der Bekanntschaft mit den Balten. So bequem wie in Rumänien, wo das Hermannstädter Deutsche Kulturamt seine vorbildlichen Gesellschaftsfahrten eingerichtet hat, wird es dem Reisenden in Estland und Lettland zwar nicht gemacht. Hier ist man, bei aller Hilfe durch die leitenden deutschen Stellen in Reval und Riga, im einzelnen doch ganz auf sich selbst gestellt. Meine Reise trug denn auch ganz privaten Charakter und führte mich, nur von meiner Frau begleitet, in fünf Wochen kreuz und quer durch beide Staaten, durch Stadt und Land, da wir ja das Deutschtum möglichst in allen seinen Ausstrahlungen kennen lernen wollten. Das Ergebnis entsprach vollauf der aufgewandten Mühe.

Der schmucke Doppelschrauben-Schnelldampfer Rügen der Reederei Gribel brachte uns in noch nicht ganz zwei Tagen herrlicher Seefahrt von Stettin nach Reval, dem Ausgangspunkt unserer Reise.

## 1. Estland.

Die heutige Republik Estland, deren Hauptstadt Reval ist, besteht aus den früheren russischen Ostseeprovinzen Estland und Nordlivland und umfaßt ein Gebiet von rund 47.000 qkm mit einer Einwohnerzahl von rund 1,116.000. Unter diesen sind heute nur noch 18% Deutsche, d. h. 20.270, und zwar rund 15.000 in den Städten (in Reval allein 8340) und 4000 auf dem Lande. Die Esten sind wie die Letten ev.-luth. Als größere Minderheit kommen nur noch die Russen mit 8% in Frage.

Die Anfänge von Reval gehen bis in das Jahr 1219 zurück, in dem die Dänen die alte Estenburg zerstörten und an ihrer Stelle auf dem heutigen Domberge eine feste Burg gründeten. Die Stadt selbst ist im wesentlichen erst nach der Besetzung durch den Livländischen Schwertbrüderorden im Jahre 1227 erbaut worden. Die wechselvollen Schicksale Revals können hier nur angedeutet werden: 1238 wurde es wieder dänisch, 1346 deutsch, 1561 schwedisch, 1710 russisch und 1918 estnisch. Der Zuzug der deutschen Bevölkerung, die vor allem aus Westfalen und Niedersachsen einwanderte, muß schon um 1248 so bedeutend gewesen sein, daß der Dänenkönig der Stadt das Lübbische Stadtrecht verlieh. Reval bot damals das typische Bild einer mittelalterlichen deutschen Stadt, deren Bürger in erster Linie Handwerker waren, wenn auch schon früh die Kaufleute herangezogen wurden. Seine Blüte aber fällt in die Zeit von 1346 — 1561, wo es zum deutschen Ritterorden gehörte und als Hansastadt durch seine Beziehungen zu Lübeck und seinen Handel mit Rußland zu großem Wohlstand ge-

langte. Vom 16. November 1917 bis zum 25. Februar 1918 litt Reval unter dem Willkürregiment der Bolschewisten, die sofort Massenverhaftungen vornahmen, alle Abligen für vogelfrei erklärten, über 100 Deutschbalten nach Sibirien verschleppten und die berühmte St. Olafkirche, unter größter Entrüstung von ganz Europa, zum Volkshaus erklärten. Von einer zweiten Besetzung der Bolschewisten, die nach dem Abzug der deutschen Truppen im November 1918 schon bis 40 km vor Reval standen, ist die Stadt durch das mutige Eingreifen der estnischen Truppen und der finnischen und baltischen Freiwilligenabteilungen verschont geblieben.

Reval, heute eine Stadt von rund 126.000 Einwohnern, hat sein mittelalterliches Gepräge von allen baltischen Städten am reinsten bewahrt, da es durch Kriegsstürme am wenigsten gelitten hat. Wegen seiner gut erhaltenen Stadtmauern und Festungstürme hat man es oft das „nordische Nürnberg“ genannt. Die Stadtmauer in einer Höhe von fast durchweg 15 m und einer Stärke von  $2\frac{1}{4}$  m stammt aus dem Anfang und der Mitte des 14. Jahrhunderts. An ihrem oberen Teile befindet sich eine etwa  $2\frac{1}{2}$  m hohe Brustwehr mit Schießscharten, dahinter ein Wehrgang, auf den von den Türmen von beiden Seiten Türen führen, so daß eine fortlaufende Verbindung der Verteidiger möglich war. Von den 35 Mauer- und Tortürmen, die mit dem 13. Jahrhundert begonnen und zu Anfang des 18. abgeschlossen wurden, sind noch 24 vorhanden. Einige dieser alten Festungstürme, wie der „Riek in de Rök“ und „die dicke Margarete“, haben vom Volksmund recht bezeichnende Namen erhalten. Die ehemaligen Festungstore, die sog. Pforten, wurden leider im 19. Jahrhundert bis auf drei niedergelegt. Das schönste davon ist die Große Strandpforte im Norden der Stadt, mit dem wertvollen alten Stadtwappen, dem von Greifen gehaltenen Danebrog mit dem besiederten Stechhelm darüber, eine Arbeit aus dem Jahre 1539. Herrlich der Blick unter dem Torbogen hindurch in das alte Straßenbild.

Die älteste dänisch-deutsche Niederlassung aus dem 13. Jahrhundert finden wir auf dem auf hohem Felsen gelegenen Domberg, als Stadtteil kurz „der Dom“ genannt. Doch stammen aus dieser Zeit nur noch der südliche Teil des etwa 1227 erbauten Schlosses und die 1233 zum erstenmal erwähnte Domkirche; während der größte Teil der jetzigen Gebäude erst nach dem letzten großen Brande von 1684 angelegt wurde. Das alte vierseitige Schloß wurde vom Ordensmeister Folkwin erbaut, mit dicken Mauern umgeben, mit vier Ecktürmen versehen und nach Osten und Norden durch tiefe Gräben gesichert, während auf den anderen Seiten die steile Felswand genügend Schutz bot. Der auf der Südseite gelegene, 45 m hohe „Lange Hermann“ bildet noch heute ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt. Den ganzen östlichen Teil des Schlosses samt einem Eckturm ließ Katharina II. 1772 niederreißen und neu auführen. Heute befinden sich im Schlosse die Regierungsbehörden. Die Domkirche zu St. Marien, die älteste Kirche Revals, hat im Laufe der Jahrhunderte viele Veränderungen erfahren und ist dreimal von schweren

Bränden heimgesucht worden. Nur ihr Langhaus stammt wohl noch aus der ältesten Zeit. Der heutige Turm mit seinem gedrungenen Renaissancehelm, dessen Spitze auf acht vergoldeten Kuppeln ruht, wurde 1778 errichtet. Trotz ihres schlichten Äußeren oder vielleicht gerade deshalb wirkt die Kirche inmitten der alten Häuser und stillen Gassen äußerst malerisch. Die Domkirche war seit Jahrhunderten Eigentum der estländischen Ritterschaft, hier wurden seit altersher die Landtage und die Landessynoden durch einen feierlichen Gottesdienst eröffnet. Das hinderte nicht, daß sie im Februar 1927 der deutschen Domgemeinde widerrechtlich und mit Gewalt entrisen wurde, indem man die Kirchentüren im Beisein der Polizei aufbrechen ließ, damit der estnische Bischof von ihr Besitz ergreifen konnte. Der Protest überall, selbst unter den Esten und im Ausland, war groß, und noch heute prozessiert die Domgemeinde um ihr Recht. Ob die Deutschen die Kirche jetzt wieder besuchen, nachdem ihnen am Ende des vorigen Jahres wenigstens das Benutzungsrecht wieder zugesprochen worden ist, weiß ich nicht. Noch im Sommer galt es für sie als selbstverständlich, die Kirche so lange zu meiden, bis ihnen wieder ihr volles Recht geworden war. Ich habe aus diesem Grunde auch nicht das Innere kennen gelernt, das mehrere alte Grabdenkmäler und als wertvolles Altarbild eine Kreuzigung von Ed. von Gebhardt enthalten soll.

Die auf dem Domberge um 1900 errichtete, überaus prunkvolle russische Alexander-Newski-Kathedrale mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln und ihren drei großen Portalen mit breiten Granittreppen paßt natürlich ganz und gar nicht in diese Umgebung und beeinträchtigt das sonst so geschlossene, schlichte nordische Stadtbild sehr. An den Abhängen des Domberges ziehen sich heute die schönen Park-Anlagen hin; wie denn überhaupt die ganze Altstadt heute lückenlos von Promenaden umgeben wird, die durch Zuschüttung und Bepflanzung der Festungsgräben und geschickte Ausnutzung der alten Bastionen entstanden, eine Zierde der Stadt sind und manche wertvolle Ausblicke bieten.

Die zweitälteste Kirche Revals, und mit ihrem herrlichen Turm der Stolz und ein Wahrzeichen der Stadt, ist die berühmte St. Mari-Kirche, die 1267 zum erstenmal erwähnt wird; ihren Namen trägt sie nach ihrem skandinavischen Schutzheiligen. Diese, wie die meisten lutherischen Kirchen des Landes, in rein gotischem Stil erbaute Kirche mit ihren drei geräumigen Schiffen, ihren hohen Fenstern, ihren zierlichen Säulen wirkt durch die Schlichtheit und das Ebenmaß ihres ganzen Baues. Nur die Bremer Kapelle an der Südseite zeigt reichere Architektur. Das Bild des nadelspitzen, von vier Türmchen umgebenen, hohen, schlanken Turmes — mit seinen 139 m angeblich der fünfthöchste der Erde — prägt sich jedem Beschauer unauslöschlich ein. An dem Chor an der Ostwand befindet sich der wertvolle Renotaph des Hans Paulsen vom Jahre 1514 mit vier Reliefbildern nach der Passionsgeschichte u. a., das einzige alte Skulpturwerk, das in diesem Umfange im Lande erhalten ist. Auf das reiche Innere, das u. a. eine Kreuzigung von W. von Riegelgen enthält, kann hier nur hingewiesen werden. Auch die Mari-Kirche haben wiederholt Feuer und Blitz heimgesucht. Nach dem letzten Brande im Jahre 1820 wurde sie mit

namhafter Unterstützung des Zaren Nikolai I. in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt.

Als 3. alte Kirche verdient schließlich die 1316 urkundlich genannte St. Nikolai-Kirche Erwähnung; weniger wegen ihres einfachen Baues als wegen ihrer reichen Ausstattung mit Altären, Epitaphen, Schnitzarbeiten, Leuchtern usw. Sehr wertvoll sind die Flügelaltäre aus dem 15. Jahrhundert in der Antoniuskapelle: der geschnitzte Altar des Lübecker Malers und Bildschnitzers Rode vom Jahre 1482 mit feinen vielen, bunt bemalten Heiligenfiguren und mit Gemälden auf den Flügeltüren und der alte Antoniusaltar mit einer Kreuzigung im Mittelbild und einer Grablegung und Kreuztragung draußen auf den Flügeln. In derselben Kapelle, die fast einem Museum gleicht, ist ferner ein wertvolles Totentanzgemälde aus dem 16. Jahrhundert, wahrscheinlich dem alten Lübecker nachgebildet, mit niederdeutschen Reimen. Unter den Epitaphen verdient der prächtige des Bugislauß von Rosen von 1651 als ein Meisterwerk der Holzschnitzkunst genannt zu werden; neben den wertvollen Schnitzereien am Gestühl, an der Kanzel usw. Schließlich besitzt die Kirche noch eine Anzahl schöner mehrarmiger Metall-Leuchter und einen riesigen, 5 m hohen, siebenarmigen Standleuchter aus Messing. Alle diese Kunstschätze sind vor den Bilderstürmern des Jahres 1524 nur dadurch geschützt worden, daß der damalige Kirchenvorsteher die Schlüssellöcher der Kirchentüren mit Blei ausgießen ließ, so daß sie nicht geöffnet werden konnten.

An historisch bemerkenswerten weltlichen Gebäuden in Reval nenne ich an erster Stelle das Rathaus, das um die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut wurde und sich als einziges mittelalterliches Rathaus im Baltensland erhalten hat. Sein früherer Name „theatrum“ legt die Vermutung nahe, daß es ursprünglich als Warenlager der Hansa-Kaufleute diente, wie es auch in Lübeck der Fall war. Es ist ein massiver gotischer Bau, dessen frühere Laubengänge später leider zu geschlossenen Ladenräumen umgebaut wurden, mit einem schlanken, minarettartigen Barockturm, der 1629 an der östlichen Schmalseite errichtet wurde. In dem gewölbten Hochparterre ist das Stadtarchiv untergebracht, wohl das reichste des ganzen alten Livland, mit Büchern und Urkunden vom 10. Jahrhundert an, wert des wissenschaftlichen Erschließens. Der heute in zwei Geschosse und in mehrere Räume zerlegte alte Bürgeraal nahm früher die ganze Breite des Obergeschosses ein und hatte als einziger Saalbau des Landes große Bedeutung. Der daneben befindliche, noch heute benutzte Rathaussaal enthält wertvolle Kunstaltertümer: acht Lunettenbilder von Johann van Alken mit Stoffen aus der biblischen Geschichte, bis in die Ordenszeit zurückreichende Holzschnitzereien am Gestühl, Banklehnen, Bankwangen usw., einen Schrank mit Pokalen, Broschen u. a. in Silber und Gold, Zinngerät und schließlich, allerdings nur bei festlichen Gelegenheiten, flandrische Gobelins aus dem 16. Jahrhundert. Der Platz vor dem Rathaus mit der gegenüberliegenden alten „Stadtwaage“, einem Renaissancebau aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, hat sein einheitliches, geschlossenes altes Gepräge noch bewahrt.

Und nun zu den alten Gildenhäusern auf der Landstraße. Die Gilden waren im Mittelalter freie genossenschaftliche Vereinigungen gleichberechtigter Mitglieder zur Förderung ihrer gemeinsamen Interessen, bzw. zur Ausübung wohlthätiger Zwecke. So sind in Reval aus dem 14. Jahrhundert bezeugt: die Ranuti-Gilde (1. Statut 1326) für die Handwerker, die Große Gilde (1363) für die Kaufleute und die Olai-Gilde wieder für die Handwerker. Die Gilden wurden nach dem Krieg gleichzeitig mit der Durchführung der Agrarreform aufgehoben und ihr gesamtes Vermögen, also auch ihre alten, schönen Häuser, bis auf zwei, vom Staate eingezogen, was natürlich einen schweren Schlag für das deutsche Bürgertum, bzw. das deutsche Handwerk bedeutete, das in den Gilden einen festen Stützpunkt besaß, der ihm nun fehlt. Das Haus der Großen Gilde, auch Börsenhalle genannt, wurde 1410 vollendet. Es ist ein massiver, schlichter gotischer Bau, der aber für die alte Revaler Bauweise charakteristisch ist. Der mächtige hohe Giebel ist durch vier Blendnischen und zwei Danebrogs belebt, das Untergeschoß zieren hohe Spitzbogenfenster und ein von einer fünfseitigen Steinlaterne überragtes, schönes Portal mit bronzenen Türklopfern aus dem Jahre 1430. Der frühere Beischlag ist nicht mehr vorhanden. Daß ich versäumt habe, das Innere des Hauses zu besichtigen, die hohe gewölbte Vorhalle, den zweischiffigen großen Gildesaal mit seinem Kreuzgewölbe und die sog. kleine Gildstube, bedauere ich noch heute. Gar oft, wenn ein Brand die Stadt heimgesucht hatte, hat der alte Gildesaal auszuhelfen müssen und als Theater, Gotteshaus oder Gerichtssaal u. a. immer wieder seine Brauchbarkeit erwiesen. Die andere Sehenswürdigkeit auf der Landstraße ist das Schwarzenhäupterhaus, das mit dem ihm angegliederten Nachbarhause der Olai Gilde Sitz und Versammlungsort der meisten deutschen Vereine Revals bildet. Es sind dies die einzigen Gildenhäuser, die den Deutschen verblieben sind. Die Schwarzenhäupter Revals sind die älteste Bruderschaft dieses Namens im Baltenslande. Ihre ältesten Satzungen (Schragen) stammen vom Jahre 1407. Es war eine Körperschaft unverheirateter Kaufleute, doch nicht nur in Reval ansässiger, sondern auch fremder, die im Dienste Revalscher Kaufherren standen. Ihr Schutzpatron war der heilige Mauritius, dessen Mohrenhaupt sie in ihrem Wappen führten und nach dem sie ihren Namen wählten. Vom 16. Jahrhundert an treten sie auch als wehrhaftes Korps auf und kämpfen mit, wenn es gilt, die Stadt zu beschützen. Von den schwedischen und russischen Herrschern werden ihnen ihre Rechte und Privilegien bestätigt, und manches gekrönte Haupt von Peter dem Großen bis Gustav V. von Schweden im Jahre 1908 trägt seinen Namen in ihr Bruderbuch ein. Das Haus der Schwarzenhäupter ist ein reich verzierter Renaissancebau, das mit ihm verbundene Haus der Olai Gilde ein schlichteres, spitzgiebliges gotisches Gebäude. Künstlerische Reliefsplatten schmücken vor allem das erstere: das Wappen der Schwarzenhäupter über dem Rundbogen des Portals, zwei Turnieritter — Brüder des Korps — zwischen den Fenstern, des 1. Stockes, allegorische Gestalten darüber und kleinere Wappen deutscher Hansa-Kontore darunter. Rechts und links vom Eingang stehen wappengeschmückte

Steine des einstigen Beischlags. Seit 1597 ist die Front unverändert geblieben; seit 1495 diente das Gebäude der Bruderschaft. Beide Häuser enthalten Klub- und Versammlungsräume, das Archiv der Schwarzhäupter, Gemälde, Porträts, einen Altarschrein u. a. Kostbarkeiten.

Auch manche alte Bürgerhäuser, z. B. in der Ruß- und Breitstraße, verdienen wegen ihrer schönen Vorhäuser oder Dielen hier noch genannt zu werden. In diesen hohen und geräumigen Hallen mit ihren hölzernen Treppen und geschlitzten Geländern, den alten eichenen Schränken usw. hatten die alten Kaufherren ihre Waren aus aller Herren Länder aufgestapelt und hielten sie zum Verkauf feil.

So bildet das alte Reval für uns den weitaus interessantesten Teil der Stadt. Hier fühlen wir uns nicht im fernen Osten, sondern wie daheim in irgend einer alten norddeutschen Stadt. An modernen Bauten nenne ich daher nur das Deutsche Theater. Nachdem schon von 1810—1905 drei deutsche Theater bestanden hatten, die aber alle ein Raub der Flammen geworden waren, wurde der jetzige Bau in den Jahren 1908—1910 von den Mitteln des Deutschen Theatervereins errichtet. Wenn er auch nicht so großartig ist, wie das in der Nähe befindliche Estonia-Theater aus dem Jahre 1913, so ist er doch mit modernen Bühneneinrichtungen ausgestattet und bietet bequeme Sitzplätze für etwa 600 Personen. Natürlich ist die Unterhaltung eines deutschen Theaters heute im Ausland schwer, und der Bericht über die Spielzeit 1928—1929 verzeichnet nur 29 deutsche Vorstellungen, in der Hauptsache von einer Rigaer Truppe gegeben, während man sich gezwungen sah, das Gebäude außerdem noch für 70 nichtdeutsche Vorstellungen zu verpachten. Indessen schon die Möglichkeit deutscher Aufführungen in einem eigenen deutschen Theater hier draußen auf fernem Posten verdient auf jeden Fall hervorgehoben zu werden. Ihr sollte auch von unserer Seite aus, etwa durch Finanzierung oder Unterstützung von Gastspielreisen reichsdeutscher Truppen, Rechnung getragen werden. Denn über die Bedeutung guter deutscher Theateraufführungen für die Förderung unserer Kultur im Auslande braucht wohl kein Wort erst verloren zu werden.

Der Hafen Revals wird als tief und sicher gerühmt und enthält neue Anlagen, moderne Kräne, gute Speicher, einen Getreide-Elevator usw. Er ist vor allem im Winter, wenn Petersburg des Eises wegen nicht offen ist, sehr belebt, da auch die größten Seeschiffe in ihm anlegen können.

In Revals allernächster Umgebung liegt Katharinental mit seinem Schloß und seinem herrlichen, sich bis zum Glintstrande hinziehenden, alten Eichen- und Lindenpark, sowie schönen Fernsichten aufs Meer. Das zierliche, schmucke zweistöckige Palais ließ Peter der Große 1718 von dem Italiener Michetti als Lustschloß für seine Gemahlin Katharina erbauen, die es aber selbst nie bewohnt hat. Recht bescheiden wirkt daneben das alte Peterhäuschen, in dem er selbst zu wohnen pflegte. Die ebenfalls von ihm angelegten Wasserkünste, Kaszaden u. a., eine Fierde des Gartens, ließ Katharinas Nachfolgerin, die Kaiserin Anna, abbrechen und

nach Peterhof überführen. Heute dient das Schloß als Residenz für den Staatsältesten. Noch weiter am Strande hinaus erhebt sich unweit des Meeres, auf einem Sandhügel, die mächtige Ruine des alten Brigitten-Klosters, das durch geschichtliche Erinnerungen und Volksfagen bekannt ist. Das Kloster, dessen Bau 1407 begonnen und das 1577 von den Russen zerstört wurde, war für Mönche und Nonnen bestimmt, die hier in merkwürdiger Absonderung voneinander gehalten wurden, obwohl die Schwestern für die Brüder zu sorgen hatten. Vom Strande von Brigitten, der von Reval aus viel besucht wird, bietet sich eine schöne Aussicht auf die nahe Stadt.

Das Leben der Deutschen in Reval ist, wie heute überall im Baltenslande, nicht leicht. Verarmung, geringe Entlohnung, Kündigung, Stellenmangel, Zurücksetzung vor den Esten gelten auch hier. Immerhin bietet die Großstadt mit ihrem Handel und ihrer Industrie noch mehr Möglichkeiten, sein Fortkommen zu finden als kleinere Orte in der Provinz. Ein Teil der Großindustrie befindet sich auch noch in deutschen Händen, es gibt auch noch eine Reihe deutscher Kaufleute und Handwerker, ferner deutsche Lehrer, Ärzte und Rechtsanwälte. Träger des kulturellen Lebens sind, wie überall im Auslande, die deutschen Schulen, die ja durch das Gesetz der Kulturautonomie Selbstverwaltung genießen, und die deutschen Vereine. Über das Verhältnis der Deutschen und Esten zueinander ist zu sagen, daß zwar keine direkte Feindschaft, aber auch keine Freundschaft besteht; dazu sind die Gegensätze von früher doch noch zu mächtig. Aufgabe der jüngeren Generation wird es sein, hier ausgleichend zu wirken.

Wer in Reval weilt, sollte nicht versäumen, auch der weltabgeschiedenen Insel Ösel einen Besuch abzustatten, die durch die Landung der deutschen Truppen im Herbst 1917 bekannt geworden ist. Bequem darf er sich die Verbindung dorthin freilich nicht vorstellen. Nur zweimal in der Woche geht der Dampfer *Estimaa* von Rohuküll, dem Hafen von Hapsal, das direkte Bahnverbindung mit Reval hat, nach Romasaar, dem Hafen von Arensburg. Der kleine, bescheidene Dampfer verläßt das Festland abends 11 Uhr und trifft am nächsten Morgen um 7 Uhr auf der Insel ein. Die kleine, noch von den deutschen Truppen gebaute Feldbahn bringt uns in etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde vom Hafen in die Stadt. Für das Tempo dieses Bähnchens spricht es, daß man unterwegs ruhig abspringen, ein Stück nebenher laufen und dann wieder aufspringen kann, wenn man der Fahrartenkontrolle entgehen will, wie wir es mit eigenen Augen beobachten konnten. Arensburg, die Hauptstadt von Ösel, mit etwa 4000 Einwohnern, darunter kaum mehr als 300 Deutschen, wird wegen seiner guten Heilschlambäder gern aufgesucht. Das Badeleben bewegt sich aber in sehr ruhigen Formen. Die Sehenswürdigkeit des Ortes ist das alte, gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaute Bischofschloß, der langjährige Sitz der deutschen Bischöfe von Wiek und Ösel. Es wechselte mehrfach den Herrn, wurde dänisch, später schwedisch — Karl XII. baute es zur Festung um und umgab es mit Bastionen — und ging schließlich in den Besitz der Ritterschaft von Ösel über, die es zu Beginn dieses Jahrhunderts

3. **E.** restaurierte. Es enthält viele architektonisch interessante Räume, den Landtagsaal mit den Wappen der Ritterschaft, die alte Schloßkirche, Keller, Verließe usw. und seine Wände zeugen in Wort und Bild von der deutschen Kultur dieses Landes. Die Stadt Arensburg wurde erst um 1560 gegründet. Das Deutschtum auf Ösel ist besonders stark zurückgegangen. Das Ugrargesetz und das über die Aufhebung der Stände haben dem Öselschen Adel im ganzen und jedem einzelnen fast allen Besitz genommen und auch alle seine Wohlfahrtseinrichtungen zerstört. Auch die anderen Stände sind arg heimgesucht worden. Die Kaufleute und Handwerker sind fast ganz verschwunden. Manche Pfarren sind schon jahrelang unbeseht, da die zugehörigen Güter, auf deren Ertrag jeder Pastor angewiesen ist, so beschnitten worden sind, daß sie eine Familie nicht mehr ernähren. Und auch für andere akademisch Gebildete ist, abgesehen von den wenigen Lehrern und einigen freien Berufenen, keine Verwendung mehr. Eine deutsche Schule gibt es nur in Arensburg, und zwar ein deutsches Privatgymnasium mit Grundschul-  
klassen für Knaben und Mädchen; im ganzen 8 Klassen mit 104 Schülern.<sup>1)</sup>

Von Arensburg brachte uns das Postauto auf einsamer, selten von ärmlichen Gehöften unterbrochener Landstraße, an Ruhweiden und Roggenfeldern vorbei, durch Laub- und Nadelwald nach Peude, der Ruhestätte von Walter Flex. Typisch für die Landschaft sind die vielen Windmühlen, fast jeder Bauer hat seine eigene, manchmal sogar gleich auf sein Dach aufgebaut, die Einfriedigung der Felder durch rohe, niedrige Steinwälle und das viele Wacholdergestrüpp. Wer in Peude übernachten will, und das muß jeder, der nicht weiter wandert, denn Autoverbindung gibt's erst wieder am nächsten Tag, ist auf die Gastfreundschaft des Pastors angewiesen, eines deutschen Geistlichen für eine estnische lutherische Gemeinde. Das Pastorat ist ein geräumiges, altes Gebäude, einstöckig, mit Stroh gedeckt und durchaus der Landschaft angepaßt; mit schönen, alten Bäumen im Garten und zwei kleinen Wirtschaftsgebäuden. Wir denken noch gern an die Stunden, die wir im gastlichen Hause von Pastor Schulz und seiner jungen Gattin verleben durften. Die dicht dabei stehende kleine Kirche ist eine der ältesten auf Ösel und auf der Stelle der im Estenaufstand von 1343 zerstörten Ordensburg erbaut, von der Turm und Sakristei wahrscheinlich noch Teile sind. 150 Schritte von hier, in der Richtung auf das Gut Peudehof, empfing Walter Flex am 15. Oktober 1917 den tödlichen Schuß, als er auf russische Bagagen zuritt, die sich, obgleich das Gefecht schon fast zu Ende war, noch nicht ergeben hatten. In Peudehof ist er am Tage darauf gestorben und auf dem Friedhof von Peude, gegenüber dem Grabmal eines alten deutschen Geschlechts, von seinen Kameraden bestattet worden. Hier ruht er unter schattigen Ahornbäumen auf dem kleinen, weltentrückten Friedhof, zwischen gepflegten und halbverfallenen, überwachsenen Gräbern. Die deutsche Jugend aber setzte ihm auf

---

<sup>1)</sup> Die Zahlenangaben über Schulen stammen aus dem Jahrbuch des balt. Deutschtums in Lettland und Estland 1930.

das schöne Grabkreuz, das sie ihm später errichtete, die Verse aus seinem „Preußischen Fahneneid“:

„Wer auf die preussische Fahne schwört,  
hat nichts mehr, was ihm selber gehört.“

Und jeden Sommer wallfahrtet sie nun zu ihrem Sänger und Helden. Bald wird sie auch eine Jugendherberge ganz in der Nähe aufnehmen können; der Platz dazu ist schon erworben. Andere leider weniger gepflegte deutsche Soldatengraber sind an der Mauer des Gutes Peudehof. Von Peude fährt das Auto die alte Poststraße weiter über einen langen Steindamm bis nach Kuitwaste auf der Insel Moon, von wo ein Fahrschiff die Verbindung mit dem Ort Werder auf dem Festland vermittelt. Dann geht's im Auto weiter nach Risti und von hier mit der Eisenbahn nach Reval.

Unser nächstes Ziel Wefenberg liegt etwa in der Mitte zwischen Reval und Narva. Es ist eine Kreisstadt von 8500 Einwohnern in landschaftlich schöner Umgebung und sehenswert wegen seiner wuchtigen alten, etwas erhöht gelegenen Schlossruine. Das Schloß wurde 1224 von den Dänen erbaut und später vom Deutschen Orden gekauft, in den russisch-polnischen Kriegen dann erobert und zerstört und liegt nun seit über zwei Jahrhunderten in Trümmern. Die Stadt hat ein deutsches Privatgymnasium mit 8 Klassen und 117 Knaben und Mädchen; den Unterhalt für die Oberklassen muß die deutsche Bevölkerung selbst aufbringen, bei etwa 250 Deutschen ein beträchtliches Opfer. (Schluß folgt.)

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## Rundschau

### Die Wiedergenehmigung des Deutschen Kulturbundes in Sdslowien

Nach einer Belgrader Meldung, die durch die Blätter geht, sind die Satzungen des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes in Sdslowien vom dortigen Innenministerium genehmigt worden. So erfreulich diese Tatsache an sich ist, so ist das Schicksal des Kulturbundes doch auch recht kennzeichnend für die Verhältnisse in Sdslowien. Diese rein kulturelle Organisation des Deutschtums in Sdslowien hat bis jetzt unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Er ist jetzt zum drittenmal bestätigt worden. Nach seiner Gründung und ersten Genehmigung im Jahre 1920, konnte er nur vier Jahre lang tätig sein, wurde dann 1924 aufgelöst, und zwar 1927 zum zweitenmal gestattet, doch war dies ohne praktischen Wert, da die Arbeit der Ortsgruppen erst recht durch allerlei Schikanen gehindert wurde. Als dann am 6. Januar 1929 die Diktatur in Sdslowien errichtet wurde, wurde der Kulturbund von neuem auch formell unterdrückt, um jetzt erst wieder seine Genehmigung zu erlangen. Im Verein mit den vor wenigen

Wochen zugunsten des deutschen Volksschulwesens erlassenen Verordnungen kann man diese Satzungsgenehmigung wohl als ein Zeichen dafür ansehen, daß man in Belgrad endlich zur Erkenntnis gekommen ist, daß die Deutschen Südslawiens in keiner Weise staatsgefährlich sind. Hoffentlich kann diese Erkenntnis als endgültig angesehen werden und der tatsächlich seit sieben Jahren unterdrückt gewesene Kulturbund seine Tätigkeit fortan ungehindert entfalten.

## Univerſitätsvorlesung und Kriegslüge

Einem Bericht des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes“ aus Czernowitz zufolge soll ein Professor der Chemie an der dortigen Universität in einer Vorlesung über Fettgewinnung die ungeheuerliche Geschmacklosigkeit begangen haben, jetzt, 13 Jahre nach Kriegsende, die scheußliche Kriegslüge wieder aufzuwärmen, die Deutschen hätten während des Krieges aus Feindesleichen Fett gewonnen. Er habe freilich hinzugefügt, er wisse nicht genau, ob dies Tatsache sei, doch hätten die Deutschen im Kriege so viel Schändlichkeiten verübt, daß man ihnen ohne weiteres auch diese zutrauen könne. Warum dieser Priester der Wissenschaft solchen Haß gegen das deutsche Volk hegt, mit dem Rumänien schon seit längerer Zeit im Begriffe ist, freundschaftliche Beziehungen anzubahnen, ist uns nicht bekannt. Doch selbst wenn die Aufrechterhaltung der Gegensätze, die im Kriege auseinandergeplatzt sind, auch nur noch den geringsten Sinn und Zweck hätte, dürfte ein Hochschulkatheder mit solchen, der schmutzigsten Haßphantasie entsprungenen Verleumdungen nicht besudelt werden. Ob die Angelegenheit noch eine Fortsetzung gehabt, ob die Deutsche Gesandtschaft davon Kenntnis erlangt und Veranlassung genommen hat, sich darüber bei der rumänischen Regierung zu beschweren, wissen wir nicht. Doch auch ohne solche Beschwerde würde es unseres Erachtens die Ehre Rumaniens verlangen, daß die Regierung den deutschfeindlichen Professor zur Verantwortung ziehe!

—n.

## Bücherschau

Deutscher Sprachatlas. Auf Grund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reiches und mit Einschluß von Luxemburg in vereinfachter Form bearbeitet bei der Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reiches und Deutsche Mundartforschung unter Leitung von Ferdinand Wrede. 4. Lieferung (Textheft von 87—118 S. und 6 Karten mit 6 Pausen). 5. Lieferung (Textheft von 119—146 S. und 6 Karten mit 5 Pausen). Marburg (a. d. Lahn) 1930 und 1931 N. G. Elwert. Jede Lieferung 10 Rm.

Wie schon den früheren Lieferungen dieses Werkes (vgl. darüber die Berichte im „Ostland“ Jahrgang 4, S. 127 ff. und Jahrgang 5, S. 123 f.) darf auch diesen beiden Lieferungen schier verwirrende Reichhaltigkeit, erfreuliche Möglichkeit schneller Überschau, Förderung der Übersichtlichkeit durch verschieden starke Linienführung der Grenzen, durch verschieden groß gedruckte Parallellformen, bzw. durch zweckmäßige

Reihenfolge derselben usw. nachgerühmt werden. Es ist bezeichnend für die Sorgfalt des Werkes, daß 3. B. dem Wort gebrochen drei Karten (28—30) gewidmet sind, und zwar je eine der Vor- und Endsilbe, eine dritte aber den vokalischen und konsonantischen Spielarten der Hauptsilbe. Vielfach gibt erst die im Textheft gebotene feine sachkundige Erläuterung der Sprachformen und Kartenbilder den Schlüssel zu deren richtigem Verständnis in die Hand. So 3. B. sind die üch (Mundartformen für euch auf Karte 21) einerseits an der oberen Eder um Berleburg, örtlicher um Homberg und um Eschwege, anderseits im Ripuarischen — trotz ihrer lautlichen vollständigen Übereinstimmung — dennoch verschieden zu werten, denn im ersteren üch-Gebiet ist altes ü (mhd. iu) zu i entrundet, somit stellt hier die üch-Form eine ü-Abfärbung der mittel-deutschen langen u (also der md. uch-Form) dar, während die üch im nicht entrundenden Ripuarischen wirklich auf mhd. iuch beruhen. (S. 94). Dabei werden aber oft auch wichtige grundsätzliche Ergebnisse allgemeiner Geltung abgeklärt, oder wenigstens angedeutet. So 3. B. (S. 139): „Die unbetonten Satzteile, vor allem die Wortendungen, zeigen die konservativsten Grenzen, und diese werden daher bei einer Einteilungskarte der deutschen Dialekte eine wichtige Rolle zu spielen haben.“ Oder (S. 97): „Die Vielzahligkeit der Grenzen verrät, daß diese nicht fest, sondern nur zu oft als Leitlinien von Übergangszonen zu werten sind, daß in ihrer Nähe also mit Doppelformen zu rechnen ist.“ Als freudige Überraschung besonders für uns Auslandsdeutsche sind neben Luxemburg nun mit der 5. Lieferung auch schon die deutschen Sprachteile der Tschechoslowakei, Österreichs, der Sprachinsel Gottschee, Liechtenstein angegliedert. Deshalb gibt Karte 27 einen Neudruck der Grundkarte 1, jedoch um obige außerreichsdeutsche Gebiete erweitert, Textheft S. 126 f. bietet für die Sprachinseln eine provisorische Übersicht in dem größeren Maßstab als Klischees, Ergänzungskarte 31 und 32 aber bringt den ersten Teil der durch die Erweiterung des Atlasgebietes erforderlichen Nachträge zu den bisherigen Karten. Als Würdigung der gesteigerten Mitarbeit B. Martins an der Leitung der Sprachatlasarbeit ist die 5. Lieferung bereits unter dem Namen F. Wrede und B. Martin als Herausgeber erschienen.

Dr. Franz Schriever: Kultur, Buch und Grenze. Grundfragen und Beispiele deutscher Bücherei- und Kulturarbeit in den Grenzgebieten. Quelle und Meyer, Leipzig 1930.

Das Buch ist eine Zusammenstellung der Berichte, die gelegentlich der Grenz-büchereitagung in Ostpreußen, 1929 gehalten wurden. Hauptsächliche Verfasser sind Dr. Wilhelm Schuster, Dr. Franz Schriever, Dr. Wilhelm Schröder und Dr. Gertrud Weber. Es werden die großen Probleme des Buches und seiner Wirkung („Buch, Volk und Menschheit“), die prinzipiellen Fragen der grenzdeutschen Volksbildungsarbeit („Freie Volksbildungsarbeit im Grenzland“, „Volksbildung im Grenzland als angewandte vergleichende Volks- und Kulturkunde“) und die aktuell-praktischen Fragen („Prinzip und Form grenzländischer Büchereiorganisation“, „Gemeinsame Büchereistatistik usw.) eingehend und für jede grenz- und auslandsdeutsche Stelle anregend und nutzbringend behandelt.

Führer durch Lettland. Herausgegeben von der Literarisch-praktischen Bürger-Verbindung zu Riga. G. Löffler, Riga 1929.

Ein Reisehandbuch, das weit über das Niveau eines trockenen Führers und Sammlers praktisch-wissenswerter Angaben hinausgeht, ein rechtes, mit Liebe verfaßtes Heimatbuch, das die Schönheit der baltischen Landschaft gerade auch in intimere Einzelheiten erschließt, ein Wanderbuch, das durch eine Reihe schöner Wanderrouten bereichert wird. So wie auf vielen anderen Gebieten, so sind uns auch hier die Deutschen gehalten mustergebend geworden.

Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. I. Band: Von der ältesten Zeit bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Béla v. Pukánky, Privatdozent an der Universität Budapest. (Deutschtum und Ausland, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 34/36.) XX, 492 S. Mit 14 Tafeln. Geheftet 17 Rm.; gebunden 19 Rm.

In diesem Buch wird zum erstenmal versucht, ein Bild von der Entwicklung des deutschen Schrifttums in Ungarn — im historischen Großungarn — zu entwerfen und dadurch die geistig-kulturelle Eigenart des Deutschungartums zu erfassen. Diese wurzelt einerseits in dem freien Zusammenhang mit der deutschen Kultur, in dem das Deutschungartum stets die Gewähr für die Bewährung seines kulturellen Eigenlebens sah, andererseits in der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gemeinschaft mit dem Ungartum. Aus dieser Stellung ergab sich auch die historische Sendung der deutschen Kulturarbeit in Ungarn: zwischen Deutschtum und Ungartum geistig zu vermitteln. Die Geschichte seines Schrifttums zeigt nun, wie sich das Deutschungartum allmählich dieser historischen Sendung bewußt wird, und öffnet somit auch für die Erfassung deutschen Kulturinflusses in Ungarn neue Wege. Es ist ein Buch, das das kulturelle Eigenleben einer von dem deutschen Muttervolk geographisch und staatlich-historisch abgeordneten Minderheit behandelt und somit von selbst in den psychologisch-historischen Werdegang des Minderheitenproblems hineinleuchtet, das heute aus deutschem und europäischem Gesichtspunkte zu den brennendsten Gegenwartfragen gehört.

Dr. Richard Schuller: Der evangelisch-sächsische Pfarrer in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung. Markusdruckerei, Schäßburg 1930.

Als einen Kulturpfeiler westlicher Gesittung und Geisteswerte, als denjenigen Stand, der durch lange Jahrhunderte die geistige und seelische Stütze der breiteren Masse unseres Volkes gewesen ist, sucht Schuller den deutsch-evangelischen Geistlichen zu schildern. Er tut dies in der Unordnung, indem er die einzelnen Lebens- und Schaffensgebiete des Pfarrers gesondert betrachtet, also zunächst von seinem Studiengang, oder Gottesdienst, vom Verhältnis zu anderen Konfessionen, vom Pfarrhof usw. spricht. Diese Methode erfordert zunächst die Zusammentragung und Sichtung eines ungeheueren Materials. Daß Schuller dann aber auch die lebensvolle Gestaltung seines Stoffes trotz der Gefahr der Zersplitterung bei solcher Darstellungsweise gelungen ist, müssen wir mit besonderer Freude begrüßen. In einer Zeit, wo der evang. Geistliche gerade in der Diaspora schweren Angriffen sogar aus der eigenen Mitte ausgesetzt ist, erscheint ein Werk doppelt erfreulich, das die sittliche Leistung dieses Standes in das rechte Licht rückt.

Luß Korodi: Auf deutscher Fährte in Südosteuropa. Verlag Adolf Ulbrecht, Berlin 1930.

Der ausgezeichnete Kenner und urteilsstarke Verfechter auslanddeutscher Interessen gibt hier eine Schilderung der Gegenwartslage in Ungarn, Rumänien und Südslawien, die geeignet ist, in das politische und volksmäßige Verständnis der Probleme namentlich des Zusammenlebens von Staatsvolk und Minderheit zu vermitteln.

Oskar Wittstock d. Ä.: Abend am Alt. Markusdruckerei, Schäßburg 1930.

Hier sucht ein hochgeistiger Mann, den reiche Erfahrung und starke Innerlichkeit gleicherweise auszeichnet, sich mit den vielen quälenden Fragen unserer Tage in essayistischer Form auseinanderzusetzen, Stellung zu nehmen vom Standpunkte dessen, der nicht mehr in den Dingen befangen ist, sondern schauend, sittlich wegweisend sich in sie vertieft. Dazu kommt eine wundervolle, heute schon so seltene kristallklare, beseelte Form, die allein schon das Lesen zum Genuße macht. Mit besonderem Nachdruck sei auf den Hauptteil des Buches: „Ein neues Buch Hiob, ein Minderheitensang“ hingewiesen.

Fr. Rüb: Geschichte der Gemeinde Gnadental, Bessarabien. Verlag Deutsche Zeitung Bessarabiens, Tarutino (1930).

Die Arbeit besitzt besonderen Wert dadurch, daß sie bis ins einzelste die Entstehung, den Werdegang, die wirtschaftliche und sonstige Einrichtung eines typischen deutschen Kolonistendorfes in Bessarabien darstellt. Gerade die Weiterschweifigkeit, die sonstwo ermüdend wirken könnte, interessiert uns hier auf das höchste. Daß z. B. die Chronik der Familie nach Hoffstellen genau gegeben wird, daß bis zum Leben des einzelnen hier diese Gemeinschaft, wo ja eben jeder Volksgenosse eine allen bekannte und in die Gesamtheit fest eingegliederte Erscheinung ist, dargestellt wird, verlebendigt das Bild. Wer sich eine greifbar deutliche Anschauung vom deutschen Kolonistenleben in Bessarabien machen will, nehme lieber dies Buch zur Hand als eine methodisch-wissenschaftliche Abhandlung.

Dr. Richard Frankenberg: Das Grenz- und Auslandsdeutschtum im Geschichtsunterricht. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1930.

Das Buch spricht in anregender und lebendiger Weise von der Notwendigkeit einer einheitlichen gesamtdeutschen Geschichtsauffassung, die in dem Geschichtsunterricht den Blick weiten soll auch für das Verständnis des Grenzkampfes und des Kampfes um den deutschen Volkshoden im Streudeutschtum. Es werden für den praktischen Schulmann die Hilfsmittel für die Behandlung des Grenz- und Auslandsdeutschtums, die Stoffauswahl und Stoffeinordnung, die Stoffbehandlung systematisch besprochen. Lehrbeispiele veranschaulichen das Gesagte. Das Buch gehört in die Hand jedes verantwortungsbewußten Geschichtslehrers.

Das Deutschtum des Südostens im Jahre 1930. Schon zum dritten Male läßt der Deutsche Schulverein Südmark in seinen Schriften über das Grenz- und Auslandsdeutschtum diesen Rückblick über das Schicksal der Deutschen in Südtirol, der Tschechoslowakei, in Südslawien, Ungarn, Rumänien, sowie über die Lage in den österreichischen Grenzgebieten im Verlage der Alpenland-Buchhandlung Südmark, Graz, erscheinen. An der Spitze der 120 Seiten umfassenden Schrift stehen Nachrufe für zwei Vorkämpfer für die nationalen Kulturrechte der Minderheiten in fremden Staaten: den Erforscher des Karpathen-Deutschtums Univ.-Prof. Dr. Raimund Friedrich Raindl und Oberstudiendirektor Dr. Wilhelm Rohmeder, der seine Hauptarbeit dem Deutschtum in Südtirol gewidmet hat. Die einzelnen Gebiete sind von bekannten Fachmännern bearbeitet. So behandelt Karl Milius Südtirol, Dr. Maschke das Subalpendeutschtum, Dr. Barta die Deutschen in der Slowakei, Dr. Günther Berka die tschechische Minderheit in Österreich und die Deutschen in Ungarn, Maier-Raibitsch Kärnten, Dr. Gerhard Südslawien und Slowenien, Ambroschitz das Burgenland und Dr. Schreiber das Deutschtum in Rumänien. Jeder Abschnitt stellt in knapper Form alle für die Lage des Deutschtums wichtigen Ereignisse des verflossenen Jahres dar und führt in einem Anhang das Verzeichnis des Schrifttums dieses Kalenderjahres an. An dieser Darstellung kann nicht nur der Fachmann auf dem Gebiete der Deutschtumfragen nicht vorübergehen, sondern es ist auch für den Laien eine lebensvolle Schilderung des Schicksals dieser Deutschen im Jahre 1930, wobei sich alle Verfasser verantwortungsbewußt streng an die erwiesenen Tatsachen gehalten haben. Die Schrift kann durch die Verlagsabteilung des Deutschen Schulvereines Südmark, Wien VIII., Fuhrmannsgasse 18 und durch die Alpenland-Buchhandlung Südmark, Graz, Joanneumring 11 bezogen werden und kostet 3.60 Schilling.

# Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Erich Koch-Weser: Deutschlands Außenpolitik in der Nachkriegszeit. Verlag von Kurt Vowinkel, Berlin Grunewald. 168 S.

Das Buch ist eine Verteidigungsschrift für Deutschlands Außenpolitik, wie sie Gustav Stresemann geführt hat. Der Verfasser polemisiert stellenweise ausdrücklich gegen die von den Rechtsparteien in Deutschland gegen die Politik Stresemanns erhobenen Vorwürfe. Heroisch ist Politik nicht, das gibt auch Koch-Weser ohne weiteres zu. Das heutige Deutschland muß sich mit der Tatsache abfinden, daß es ohne äußere Machtmittel übermächtigen Gegnern gegenübersteht, und muß trachten, sich seine Lebensmöglichkeit von heute auf morgen zu retten, in der Hoffnung, doch einmal wieder als gleichberechtigtes Glied der europäischen Staatengesellschaft auftreten zu können. Deutschlands Gegenspieler ist, wie schon seit tausend Jahren, jetzt aber in erhöhtem Maße, Frankreich. Auf eine zuverlässige und ausdauernde Unterstützung kann es von keiner Seite her rechnen, weder von Rußland, noch von England her, das weist Koch-Weser überzeugend nach. Deutschland muß sich mit Frankreich selbst auseinandersetzen, mit einem Frankreich, das seit seinem angeblichen Sieg im Jahre 1918 in nervöser Unruhe um seine Sicherheit bangt. Das Problem ist, wie Frankreich das Gefühl der Sicherheit geboten werden kann, ohne daß Deutschland darüber seinen eigenen nationalen Bestand preisgibt. Ein Problem von unendlicher Schwierigkeit, dessen Lösung Stresemann angebahnt hat. Sie soll gerade in dieser Zeit mit der deutsch-österreichischen Zollunion eine wichtige Etappe überwinden. Das Buch von Koch-Weser, leicht und flüssig geschrieben, bietet jedenfalls eine gute Übersicht über die Entwicklung des Verhältnisses Deutschlands zu seiner Umwelt seit 1919.

Jan Ligthart: Pädagogik des vollen Lebens. Aus dem Holländischen übertragen von Dr. Wilhelm Henß und mit einer Einleitung versehen von Cor Bruyn, Hilversum. Erschienen in der im Auftrag des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht von Prof. Dr. Peter Petersen herausgegebenen Sammlung „Pädagogik des Auslandes“ im Verlage Hermann Böhlau Nachfolger in Weimar. Broschiert 10 Rm., in Ganzleinen 12 Rm.

Mit dieser Auswahl aus den Schriften des „holländischen Pestalozzi“ Jan Ligthart wird eine Ehrenschild einem Manne gegenüber abgetragen, der in Deutschland bisher kaum Beachtung gefunden hat, und der doch zu den wahrhaft Großen auf dem Gebiete der Erziehungskunst gehört. Nicht ein pädagogisches System wird hier vorgetragen, sondern aus dem „vollen Leben“ und aus persönlicher Erfahrung heraus gestaltet. Und das alles in einer Form und in einer Sprache, die in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, die auch Grundzüge seiner Persönlichkeit wie seiner Pädagogik sind, den Künstler verrät, der hinter dem Werke steht. Ligthart ist ein Arbeitspädagoge allerersten Ranges und zugleich ein Erzieher im neuen Geiste. Alle modernen Ideen im Unterricht und in der Erziehung, wie die der Konzentration des Unterrichts, des Sachunterrichts, des Gesamtunterrichts, der Gemeinschaftsschule, Arbeitsschule, Tasschule und wie sie alle heißen mögen, treten uns, auch ohne daß diese Namen genannt werden, in der Pädagogik Ligtharts entgegen. Er ist kein Theoretiker, sondern ein intuitiver Pädagoge, ein gottbegnadeter Erzieher und Praktiker, der seine Methode bis in die Einzelheiten hinein praktisch erprobt und ausgebaut hat. Seine Pädagogik ist keine wissenschaftliche Theorie, sondern eine „Pädagogik des Herzens“ im Geiste Pestalozzis, die begründet ist in der von tiefer Liebe zum Kinde durchdrungenen Erzieherpersönlichkeit. Durch Ver-

tiefung in das eigene Ich und in die Erlebnisse seiner eigenen Jugend findet er zugleich den Ausgangspunkt für eine Erziehung der Erzieher. „Alle Erziehung muß bei den Erwachsenen beginnen.“ So werden denn auch in Holland die Schriften Vigharts heute noch in Kreisen gelesen, wo man sonst nie etwas über Erziehung liest und manche sind zu richtigen Volksbüchern geworden. Mögen darum auch die Übersetzungen seiner Schriften ins Deutsche dazu beitragen, daß Erziehung wieder zu dem wird, was sie nach Vighart sein sollte, eine Angelegenheit des ganzen Volkes. — Cor Bruyn, Silberfum, ein persönlicher Freund Jan Vigharts, berichtet in einer Einleitung über die Persönlichkeit und das Lebenswerk des Pädagogen und Menschenfreundes.

Dr. h. c. Alfred v. Wegerer: Wie es zum Großen Kriege kam. Vorgeschichte des Weltkrieges. Reclams Universalbibliothek Nr. 7101. Geheftet 40 Pf., gebunden 80 Pf.

Der Leiter der Zentralstelle für Erforschung der Kriegursachen gibt hier das Wesentlichste aus der Geschichte von 1871—1914, soweit die Ereignisse auf die Entstehung des Weltkrieges von Einfluß waren. Die noch immer umstrittene Frage, wie sich die Verantwortlichkeit für den Krieg auf die einzelnen Nationen verteilt, ist absichtlich nicht erörtert worden, doch will der Verfasser durch einfache Mitteilung der historischen Tatsachen dazu beitragen, einer ruhigen und sachlichen Betrachtungsweise über die Entstehung des Weltkrieges die Wege zu ebnen. — Die Veröffentlichung ist außerordentlich zu begrüßen, weil sie gerade in der heutigen Zeit auch dem Unbemittelten die Möglichkeit gibt, sich an Hand der Schrift darüber zu unterrichten: „Wie es zum Weltkriege kam“. Die Verbreitung des Werkes insbesondere unter der reiferen Jugend an Mittel- und Hochschulen ist besonders zu empfehlen. Durch seine objektive Darstellung der historischen Wahrheit erfüllt es eine wichtige Mission für das Inland und für das Ausland.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## Inhalt

Ein Archiv großdeutschen Schrifttums von Bibliothekar Dipl. Ing. Hans Ph. R. Krüger. Die Buschwächterwiese. Wahre Geschichte aus Estlands Vergangenheit von A. von Walter-Dorpat.

Die deutsche periodische Literatur Siebenbürgens 1778—1930 von Emil Sigerus-Hermannstadt. (Schluß folgt.)

Auf Spuren deutscher Kultur im Baltienland von Studienrat Dr. Paul Müller-Dresden. (Schluß folgt.)

Rundschau: Die Wiedergenehmigung des Deutschen Kulturbundes in Südslawien. — Universitätsvorlesung und Kriegsklüge.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

\*

Herausgeber: Dr. Richard Esaki-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.